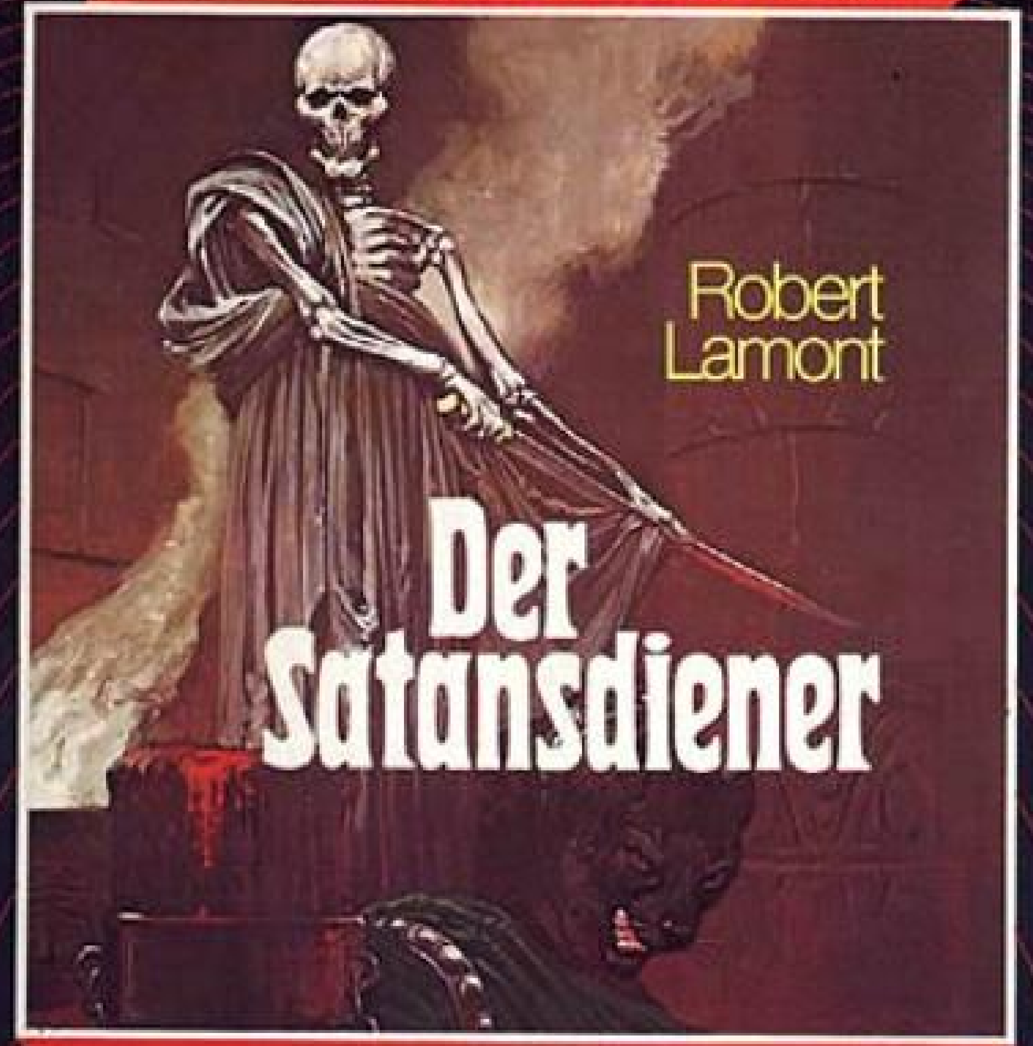
1.20 DM / Band 25

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman



Der Satansdiener

Professor Zamorra Nr. 25

von Susanne Wiemer

erschienen am 03.06.1975

Der Satansdiener

Wolkenfetzen trieben über den Himmel. Durch die Mauerreste der Burgruine fegte ein scharfer, trockener Wind und wirbelte Staub auf. Ab und zu fiel Mondlicht über den Hügel wie ein bleicher Schleier. Professor Zamorras Rechte umspannte das Schwert. Die breite Klinge funkelte im ungewissen Licht. Von dem kostbaren, mit Rubinen und Smaragden besetzten Griff schien eine eigentümliche Wärme auszustrahlen. Jahrhunderte hatte die Waffe in der Gruft der Adlerburg die ewige Ruhe ihres Besitzers gehütet. Und für Jahrhunderte würde sie wieder dort liegen, von keines Menschen Hand berührt…

Zamorra verharrte.
Er konnte bereits die Kapelle sehen. Gleichzeitig spürte er eine jähe, zitternde Spannung – als werde die Atmosphäre von einer Sekunde zur anderen mit Elektrizität aufgeladen. Zuerst glaubte er, dass die Nähe der Gruft dafür verantwortlich sei – doch im nächsten Atemzug wusste er mit untrüglichem Instinkt, dass noch eine andere, gefährlichere Macht seinen Weg kreuzte.
Er hielt den Atem an, lauschte.
Etwas war da, das spürte er. Etwas Dunkles, Bedrohliches! Eine Macht, die…
Das winzige Geräusch in seinem Rücken warnte ihn um Sekundenbruchteile zu spät.
Er wollte herumwirbeln, aber er schaffte es nicht mehr. Im letzten Moment gelang es ihm, den Kopf zur Seite zu reißen. Der Stein, der ihm vielleicht den Schädel zerschmettert hätte, streifte nur sein Ohr, landete mit voller Wucht auf seiner rechten Schulter, und der lodernde Schmerz schoss bis in die äußersten Fasern seiner Nerven.
Er brach in die Knie.
Blutrote Schleier wallten vor seinen Augen, die Umgebung verschwamm zu feurigem Nebel. Undeutlich spürte er rechts von sich eine Bewegung. Erneut versuchte er sich herumzuwerfen, sich zu wehren – doch die Reaktion war so langsam und schwach, dass sein unsichtbarer Gegner ein hämisches Lachen ausstieß.
Zamorra schwankte.
Er war nur noch halb bei Bewusstsein und konnte den rechten Arm nicht mehr heben. Mit letzter Kraft versuchte er, das Schwert in die Linke zu wechseln, und in der gleichen Sekunde schlug der Angreifer erneut mit dem Stein zu.
Er traf Zamorras Nacken.
Der Professor kippte nach vorn. Sein Gesicht schrammte über Mauerreste. Mit dem letzten Funken seines schwindenden Bewusstseins nahm er wahr, dass ihm brutal das Schwert aus der Hand gerissen wurde, sah die huschende Bewegung eines flüchtenden Schattens – dann war auch das vorbei.
Professor Zamorra hatte das Gefühl, kopfüber in einen schwarzen, bodenlosen Schacht zu stürzen…

***

Bill Fleming wartete am Fuß des Hügels.
Er lehnte an der Motorhaube des Leihwagens und rauchte eine Zigarette.
Genauso wenig wie Zamorra rechnete er mit einer Gefahr – aber dennoch fühlte er sich unbehaglich. Bill konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, dass er in Gesellschaft seines Freundes ständig mit

übersinnlichen Dingen konfrontiert wurde. Heute zum Beispiel war Zamorra unterwegs, um das uralte, geweihte Schwert seinem Besitzer zurückzubringen – und der Gedanke, dass dieser Besitzer ein Geist war, schon seit Jahrhunderten tot, genügte bereits, um in Bill eine ausgeprägte innere Unruhe hervorzurufen.

Er dachte an die Ereignisse der letzten Woche zurück, an die Tage, die eigentlich ein unbeschwerter Urlaub in Paris hatten sein sollen.

Aber die Seine-Metropole war von einer unheimlichen Invasion von Wölfen heimgesucht worden – Ausgeburten der Hölle, Bestien, gegen die es keinen Schutz gab und die unverletzlich schienen. [1] Nur eine einzige Waffe existierte, mit der die blutgierige Brut vernichtet werden konnte: Das Schwert Alban de Bayards, das geheimnisumwitterte Schwert des Feuers. In der Gruft der Burg bewachte es die ewige Ruhe seines Besitzers. Für drei Tage hatte Albans Geist die Waffe Zamorra überlassen. Jetzt musste er sie zurückbringen – denn wenn er es nicht tat, war Alban de Bayard für immer den Mächten der Finsternis verfallen.

Bill presste die Lippen zusammen. Beinahe sehnsüchtig dachte er an die Zeit zurück, als Berichte über Geister, Magier und Dämonen für ihn nichts weiter als Legenden gewesen waren, lediglich vom kulturhistorischen Standpunkt interessant. Genau wie Zamorras hübsche Sekretärin hatte Bill sich lange geweigert, überhaupt an die Existenz solcher Dinge zu glauben. Aber er war belehrt worden. Seit sein Freund Zamorra das silberne Amulett besaß, das ihm Macht über die Dämonen verlieh, bekämpfte er die Ausgeburten der Finsternis, wo er sie antraf. Und Bill Fleming und Nicole Duval hatten mehr als ein Mal am eigenen Leib erfahren, dass die Geschöpfe der Hölle durchaus nicht nur in der Fantasie existierten.

Bills Gedanken stockten, als er die Schritte hörte.

Sie kamen den Hügel herunter, näherten sich rasch. Schon konnte Bill Fleming die hoch gewachsene, hagere Gestalt zwischen den Büschen ausmachen – und er erkannte im gleichen Sekundenbruchteil, dass es nicht Zamorra war, der da auf ihn zukam.

Ein Mann in einem schwarzen Umhang.

Er trug eine Maske, nur die funkelnden Augen und die Kinnpartie mit dem scharfen, fast lippenlosen Mund waren sichtbar. An seiner rechten Hüfte hing eine lange Lederscheide – und Bill Fleming sah die Rubine und Smaragde auf dem Griff der Waffe funkeln. Das Schwert des Feuers! Das Schwert Alban de Bayards…

Dieser Fremde hatte es in seinen Besitz gebracht, er musste irgendwo in der Ruine der Adlerburg gelauert haben und…

Bills Kehle wurde trocken.

Er dachte an Zamorra, und die jähe Angst um seinen Freund trieb ihm das Blut aus dem Gesicht. Mechanisch tastete seine Hand zum

Schulterholster. Verschiedene Abenteuer, in die er in letzter Zeit verwickelt worden war, hatten es ihm zur Gewohnheit werden lassen, fast ständig eine Waffe zu tragen, und seine Finger schlossen sich um den kühlen Kolben des Revolvers.

Der Maskierte hatte ihn noch nicht entdeckt.

Bill sah sich um. Sein Blick tastete über den schmalen Pfad, maß die Entfernung. Ein paar Sekunden wartete er, schob den Finger über den Bügel – dann löste er sich von der Motorhaube des Wagens und sprang dem Unbekannten mit ein paar Schritten in den Weg.

»Halt!«, sagte er hart. »Die Hände hoch, Freundchen!«

Der Maskierte blieb stehen.

Seine Augen glitzerten – Augen wie Raubtierlichter, bernsteingelb.

Sekundenlang musterte er schweigend den Mann mit der Waffe – dann zog er die strichdünnen Lippen von den Zähnen.

Er kicherte.

Ein leises, krächzendes, unglaublich böses Kichern, das Bill einen Schauder über den Rücken jagte. Fleming riss sich zusammen und spannte mit dem Daumen den Revolverhahn.

Seine Stimme klang sicherer, als er sich fühlte. »Die Hände hoch, habe ich gesagt!« Er wiederholte den Befehl auf Französisch, weil ihm jetzt erst einfiel, dass er sich ja nicht in seiner Heimat befand.

Aber der Effekt blieb der gleiche. Der Mann mit der Maske legte den Kopf zurück, und sein Kichern schwoll an zu einem gellenden, teuflischen Gelächter.

Seine Rechte schloss sich um den Griff des Schwertes.

Mit einem Ruck zog er die Waffe aus der Scheide. Die breite Klinge funkelte im Mondlicht, ein seltsamer, kalter Glanz schien von ihr auszugehen, und Bill Fleming kniff geblendet die Augen zusammen.

»Vorsicht!«, warnte er. »Ich kann mit dem Revolver umgehen, ich…«

Der Maskierte machte einen Schritt auf ihn zu.

Sein Blick bohrte sich in die Augen seines Gegenübers. Bill Fleming hatte das Gefühl, als dringe dieser Blick tief in ihn ein und lähme seine Widerstandskraft. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er grub die Zähne in die Unterlippe, senkte den Lauf der Waffe und zog durch.

Zwei Inch vor den Füßen des Maskierten drang die Kugel in den Boden. Der Bursche lachte leise. Bill Fleming schmeckte Blut auf den Lippen und spürte, wie seine Hände zitterten.

Und noch einen Schritt machte der Unheimliche auf ihn zu.

Vier, fünf Yards war er noch entfernt. Die Hand mit dem Schwert hob sich. Bill Fleming kämpfte die aufkeimende Panik nieder, visierte den Arm seines Gegners an und schoss.

Nichts geschah.

Oder doch – da war plötzlich ein schwarz gerändertes Loch in der bleichen Haut des Maskierten. Die Kugel hatte sein Gelenk getroffen,

die Handwurzel durchschlagen – aber er zeigte nicht die geringste Spur von Schmerz oder Schrecken.

Seine Lippen öffneten sich.

»Du Narr!«, kam es hohl aus seiner Kehle. »Du armer, elender Narr…«

Bill Flemings Beherrschung riss.

Es war der Blick dieser glänzenden gelben Augen, der ihn um die Fassung brachte. Mit einem wilden Ruck schwenkte er den Revolver herum, und diesmal zielte er auf die Brust des Maskierten.

Der Schuss peitschte.

Bill Fleming zog abermals durch. Wieder und wieder! Er feuerte, bis der Hahn mit einem vernehmlichen Klicken leer aufschlug. Jede Kugel hatte die Brust des Maskierten getroffen, vier Einschusslöcher lagen dicht an dicht in der Herzgegend – und nicht ein einziger Treffer zeigte auch nur die geringste Wirkung.

Das Gelächter des Maskierten schlug um.

Ein teuflisches Fauchen kam über seine Lippen, als er das Schwert hoch über den Kopf schwang und sich auf sein vor Entsetzen wie gelähmtes Opfer stürzte…

***

Minuten vorher war Zamorra aus seiner tiefen Bewusstlosigkeit erwacht.

Seine Schulter schmerzte, sein Nacken war steif, die ganze rechte Seite schien wie in siedendes Öl getaucht. Die erste überhastete Bewegung ließ erneut die Umgebung schaukeln. Für ein paar Sekunden blieb Zamorra reglos liegen, das Gesicht gegen die kühle Erde gepresst, und versuchte, Ordnung in seine wirbelnden Gedanken zu bringen.

Die Erinnerung kehrte zurück – bruchstückhaft wie ein Mosaik, das von ungeschickten Fingern zusammengesetzt wird.

Das Schwert!

Er befand sich auf der Adlerburg, um dem Geist Alban de Bayards das geweihte Schwert zurückzubringen, mit dessen Hilfe er die Wolfsdämonen besiegt hatte. Jemand hatte ihm aufgelauert, ihn niedergeschlagen und…

Das Schwert war verschwunden!

Zamorra biss die Zähne zusammen und stemmte sich vorsichtig hoch. Es kostete ihn Mühe, auf die Beine zu kommen. Bunte Funken tanzten vor seinen Augen, seine Knie waren weich.

Das Schwert des Feuers durfte keinem Unbefugten in die Hände fallen – und außerdem ging es um den ewigen Frieden eines Menschen.

Die Welt des Übersinnlichen war nicht nur von Ausgeburten der

Hölle bevölkert.

Zu allen Zeiten hatte es schwarze Magie gegeben – aber auch die weiße Magie, die Kraft des Guten. Immer wieder hatten sich Menschen durch die Jahrhunderte dem Bösen entgegengestellt – und einer von ihnen war Alban de Bayard gewesen.

Im 13. Jahrhundert hatte er auf der Burg der Adler gelebt. Das Schwert des Feuers war seine Waffe gewesen, die ihm Macht über die Welt der Dämonen verlieh. Ihn hatten die Menschen zu Hilfe gerufen, als Geronimo Morgue, der Magier, mit seinen Wölfen Furcht und Schrecken verbreitete. Mit dem Schwert des Feuers hatte Alban de Bayard seinen Gegner getötet – und das Schwert war die einzige Waffe gewesen, mit der Zamorra die Wölfe besiegen konnte, als sie zurückkamen, durch einen Zufall aus dem Bann befreit, und in Paris einfielen. Für drei Tage hatte der Geist Bayards ihm die geweihte Waffe überlassen – und bis zum Ende der Frist musste er es schaffen, sie wieder zu finden.

Ganz deutlich glaubte Zamorra noch, die Worte des Toten zu hören: »Drei Tage, Fremder. Für drei Tage kann ich dir das Schwert überlassen. Bringst du es dann nicht zurück, werde ich verdammt sein für immer.«

Und seine eigene Antwort: »Ich bringe es zurück. Ich schwöre es…«

Er strich sich das Haar aus der Stirn.

Mit einem tiefen Atemzug wandte er sich um, wollte zu der kleinen, noch ziemlich gut erhaltenen Kapelle gehen – da hörte er am Fuß des Hügels den ersten Schuss peitschen.

Der Schrecken traf ihn wie ein Stromstoß.

Bill, dachte er.

Und gleichzeitig warf er sich herum, sprang über ein niedriges Mauerstück hinweg und begann zu rennen.

Er taumelte.

Als er die Hände hob, mit einer raschen Bewegung die Kette des Amuletts von seinem Hals streifte, wurde der Schmerz in der Schulter fast unerträglich. Mit zusammengebissenen Zähnen lief er weiter, ignorierte die aufsteigende Schwäche und brach rücksichtslos durch die niedrigen Büsche, um die Windungen des Pfades abzukürzen.

Wieder wurde geschossen.

Gelächter klang auf, teuflisch und gellend, mischte sich mit dem Peitschen des Revolvers. Zamorra hörte, dass sein Freund blindlings in rasender Folge die Trommel leerte, und als Bill sich verschossen hatte, war der Professor bereits nahe genug, um das Klicken des leer aufschlagenden Hahns wahrzunehmen.

Mit dem Arm fegte er die letzten Zweige beiseite – und prallte zurück.

Das Bild, das sich ihm bot, ließ fast seinen Herzschlag stocken. Bill

Fleming stand starr da, gelähmt vor Entsetzen, den leer geschossenen Revolver in der Faust. Dicht vor ihm schwang eine hoch gewachsene maskierte Gestalt das Schwert des Feuers, hielt es hoch über dem Kopf – und machte Anstalten, es im nächsten Moment auf Zamorras Freund niedersausen zu lassen.

Dem Professor blieben nur Bruchteile von Sekunden, um seine Entscheidung zu treffen.

Er hielt das Amulett in der Linken. Um den Maskierten anspringen zu können, war die Entfernung zu groß – er würde es nicht mehr schaffen. Zamorra blieb nur noch eine einzige hauchdünne Chance, das Leben seines Freundes zu retten.

Er holte aus.

Mit aller Kraft schleuderte er das Amulett. Glitzernde Reflexe sprühten. Der silberne Talisman flog im Bogen durch die Luft – und traf den Maskierten in der gleichen Sekunde vor die Brust, in der dieser mit einem teuflischen Fauchen zuschlagen wollte.

Der Triumphschrei des Unheimlichen entartete zu einem wilden Heulen.

Aufbrüllend taumelte der Maskierte zurück. Er stolperte und überschlug sich, als habe ihn der Hieb einer unsichtbaren Riesenfaust getroffen. Das Amulett fiel zu Boden, glitzerte im Gras. Zamorra erreichte den Talisman mit drei schnellen Sprüngen, hob ihn auf und schlang sich die Kette um das Handgelenk.

Der Maskierte war wieder aufgesprungen.

Geduckt stand er da, das Schwert in der Rechten. Die gelben Raubtieraugen funkelten, und die Lippen verzerrten sich zu einem wilden Grinsen.

Langsam, Schritt für Schritt kam er auf Zamorra zu. Der Professor wich ebenso langsam zurück. Er wusste, dass er es mit einem Dämon zu tun hatte, er spürte mit jeder Faser die Strahlung, mit der das Amulett reagierte – aber er wusste nicht, ob ihn der Talisman auch vor dem Schwert des Feuers schützen würde.

Seine Muskeln spannten sich, als sein Gegner ausholte.

Das Schwert sauste auf ihn zu. Mit einem blitzschnellen Sprung hechtete er zur Seite – und die breite Klinge schnitt zischend durch die Luft.

Zamorra wollte sich herumwerfen – doch im gleichen Moment verhakte sich sein Fuß hinter einer Baumwurzel.

Er stolperte.

Noch im Sturz versuchte er, seinen Körper zusammenzuziehen, doch er schaffte es nicht. Sein Kopf streifte einen Stein, hart schlug er mit der verletzten Schulter auf, und für ein paar Sekunden paralysierte ihn der Schmerz.

Wie einen drohenden Schatten sah er den Maskierten über sich.

Das Schwert gleißte im Mondlicht. Unerbittlich stieß die Klinge herab, zielte auf Zamorras Herz – und er konnte nur noch die linke Hand mit dem Amulett hochreißen.

Es war, als habe eine gläserne Wand den Angriff gestoppt.

Der Maskierte erstarrte. Ein paar Zoll vor Zamorras Augen glitzerte die nadelscharfe Spitze des Schwertes. Das Gesicht des Unheimlichen verzerrte sich. Er keuchte. Mit verbissener Anstrengung versuchte er, zuzustoßen – aber das Schwert ließ sich nicht einmal um eine Winzigkeit bewegen.

Mit einem wütenden Fauchen riss er es zurück.

Blitzartig stieß er es in die Scheide. Seine Arme breiteten sich aus, der Umhang bauschte sich um seine Schultern, und ein paar hohe, singende Worte in einer fremden Sprache kamen über seine Lippen.

Von einer Sekunde zur anderen begann sein Körper zu leuchten.

Schwefliger Nebel umgab ihn, verhüllte die hoch aufgerichtete Gestalt. Für Sekunden war sie noch als schattenhafter Umriss zu erkennen, dann verschwand sie völlig, und auch der seltsame messingglänzende Schein begann zu verblassen.

Innerhalb einer einzigen Sekunde hatte sich der Dämon mit dem Schwert in Luft aufgelöst…

***

Bill Fleming rieb sich mit dem Handrücken über die Augen.

Er kauerte auf einem Stein und sog an einer Zigarette. Sein kräftiges, markantes Gesicht sah blass aus. Gerade eben hatte er einmal mehr den Beweis erhalten, dass es die lange Zeit von ihm weggeleugneten dämonischen Wesen tatsächlich gab – und für ihn war das jedes Mal ein Erlebnis, das ihn bis in die Tiefen erschütterte.

Jetzt jedoch gab es noch einen zweiten Grund für seine Erregung.

Er starrte Zamorra an. »Du bist verrückt«, sagte er. »Wenn das alles stimmt, was du mir von diesem Alban de Bayard erzählt hast, kannst du unmöglich jetzt in die verdammte Gruft hinabsteigen. Dieser – dieser Geist wird sich rächen.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Zamorra ruhig.

»Du glaubst das nicht? Und wenn du dich irrst?«

Zamorra hob die Schultern. Ihm machte weniger seine eigene als Bills Sicherheit Sorgen, denn der Dämon, der das Schwert geraubt hatte, konnte zurückkommen. Der Professor trat seine Zigarettenkippe aus.

»Begleite mich in die Kapelle«, schlug er vor. »Es ist besser, wenn wir zusammenbleiben.«

»Und wenn etwas passiert? Soll ich dann etwa ›Abrakadabra‹ rufen oder etwas ähnliches?«

»Im Zweifelsfalle kann es nie schaden, das Kreuz zu schlagen«, sagte

Zamorra trocken. »Kommst du?«
Bill warf ebenfalls seine Zigarettenkippe weg und stand auf. Sein Gesicht wirkte kantig. Hintereinander stiegen die beiden Männer den schmalen Pfad hinauf. Zamorra verzog das Gesicht, weil die Prellung an seiner Schulter immer noch schmerzte, aber er sorgte dafür, dass Bill nichts davon merkte, weil sein Freund sonst erst recht gegen den bevorstehenden Besuch in der Gruft protestiert hätte.
In wenigen Minuten hatten sie erneut die Kuppe des Hügels erreicht.
Von der Adlerburg standen nur noch Mauerreste. Unkraut und niedriges Buschwerk hatten von dem früheren Wassergraben aus das gesamte Gelände überwuchert. Die kleine, halb verfallene Kapelle duckte sich in den Schatten des einzigen Baumes, der auf der Hügelkuppe wuchs und dessen Krone als schwarzes Filigran in den mondhellen Himmel ragte.
Das Eisengitter, das den Kuppelbau der Kapelle verschloss, knarrte in den Angeln, als Zamorra es aufzog. Vom Rand der eingestürzten Decke löste sich ein einzelner Stein und fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den Steinboden. Neben der hölzernen Falltür mit dem schweren, verrosteten Eisenring blieb Zamorra stehen. Er zögerte einen Moment, dann löste er geschickt das Amulett von seinem Hals.
»Häng es dir um«, bat er seinen Freund. »Ich werde schnell zurück sein.«
Bill Fleming musterte den silbernen Talisman aus schmalen Augen. »Und was soll das bezwecken?«
»Stell jetzt bitte keine Fragen! Ich werde es dir später erklären. Fertig?«
Bill zuckte die Achseln und streifte sich die dünne Kette über den Kopf. Er zuckte leicht zusammen, als er das kühle, eigentümlich lebendige Metall auf der Haut spürte. Bill wusste nur andeutungsweise, was es mit dem Amulett auf sich hatte, er glaubte nicht recht daran – und das war gut so, denn sonst hätte er mit Sicherheit dagegen protestiert, dass Zamorra die Gruft ohne den mächtigen Schutz des Talismans betrat.
So zuckte Bill lediglich mit den Schultern, bückte sich und zog an dem rostigen Eisenring. Die schwere Falltür ließ sich überraschend leicht öffnen. Das Licht von Zamorras Taschenlampe erfasste steinerne Stufen, die nach unten führten. Rasch huschte er abwärts, gab Bill ein Zeichen, und sein Freund schloss eilig die Klappe, weil er noch von ihrem ersten Besuch auf der Adlerburg wusste, dass die dämonischen Wesen dort unten keine Gelegenheit haben durften, aus der Gruft zu entkommen.
Zamorra verharrte im Dunkeln.
Die Taschenlampe in seiner Hand war erloschen, kaum dass sich die Falltür über seinem Kopf geschlossen hatte. Aber er wusste, dass es

nicht lange dunkel bleiben würde. Feuerdämonen bewachten Alban de Bayards Grab. Besiegte Dämonen, Wesen der Finsternis, die er sich zu seinen Lebzeiten Untertan gemacht hatte – aber Zamorra fühlte sich trotzdem nicht wohl in seiner Haut.

Gestern hatte Alban de Bayard die Dämonen in ihre Schranken verwiesen, bevor sie den Professor angriffen.

Und wenn er das diesmal nicht tat? Wenn er es vielleicht gar nicht konnte – ohne das Schwert des Feuers? Der Gedanke durchzuckte Zamorra wie ein Stromstoß, und für einen Moment musste er gegen die kalte Furcht ankämpfen, die in ihm aufzusteigen drohte.

Ein seltsames, hohes Singen hing plötzlich in der Luft.

Schwacher Lichtschein glänzte auf, schien förmlich aus dem Nichts zu kommen. Ringsum begann die Luft auf eigentümliche Weise zu gleißen. Vereinzelte Funken tauchten auf, wie Glühwürmchen an einem Sommerabend, die Lichtpunkte verdichteten sich zu tanzenden Wolken – und vor Zamorras Augen materialisierten sich erneut die Feuerdämonen.

Flammen züngelten.

Leises, irrwitziges Gelächter füllte die Luft, ein kurzes, drohendes Fauchen. Der seltsame Singsang verstärkte sich, schwoll an und glich immer mehr dem Brausen des Windes, während sich aus den zuckenden, lodernden Flammengestalten allmählich bleiche Gerippe schälten.

Sie kamen näher.

Ein seltsamer blauer Schein umfloss sie, schon konnte Zamorra die Kälte spüren, die von ihnen ausging. Sie umtanzten ihn, kreisten ihn ein. Eisiges Feuer drohte ihn zu erfassen. Fahle Totenschädel grinsten ihn an, winzige Flämmchen zuckten in leeren Augenhöhlen, und das Fauchen und Zischen schwoll zu einem wütenden, mordgierigen Heulen an.

Zamorras Blick war fest auf den Sarg in der Mitte der Gruft gerichtet – aber nichts geschah.

Der Professor biss die Zähne zusammen. Er wusste glasklar, dass er den Dämonen ohne das Amulett völlig wehrlos ausgeliefert war.

Kein lebender Mensch konnte sie besiegen. Nicht ohne Hilfe! Er starrte in die grinsenden Höllenfratzen, in die leeren, von Feuerschein erfüllten Augenhöhlen und kämpfte verzweifelt gegen den Impuls, sich herumzuwerfen und eine sinnlose Flucht zu versuchen.

Aus, dachte er.

Es gab kein Entkommen. In der nächsten Sekunde mussten die Ausgeburten der Hölle über ihn herfallen. Wie in einer Vision sah er wieder die schrecklich zugerichtete Leiche seines Onkels Louis de Montagne vor sich, den ebenfalls Feuerdämonen getötet hatten und…

Es war, als werde er plötzlich von der machtvollen Ausstrahlung

eines fremden Willens getroffen.

Die Dämonen wichen zurück, duckten sich wimmernd wie unter Peitschenhieben. Ihr Heulen wurde kläglich, mit allen Anzeichen der Furcht pressten sie sich an die Wand, und ihre Gestalten verschwammen und wurden wieder zu tanzenden Funken.

Schwacher rötlicher Widerschein erfüllte die Gruft.

Und in dem gespenstischen Licht wurde Zamorra zum zweiten Mal Zeuge, wie sich der schwere steinerne Deckel des Sarges hob und zu Boden fiel. Dürre Knochenhände wurden sichtbar. In gespenstischer Lautlosigkeit erhob sich das weiße Gerippe und schwebte ein paar Sekunden lang reglos über dem Sarg.

Dann schien sich das bleiche Gebein mit einem durchsichtigen Schleier zu umhüllen.

Wie in einem Film, in dem zwei Bilder übereinander geblendet werden, erschien eine zweite Gestalt. Als trage der Totenschädel plötzlich eine durchsichtige Maske, schob sich das ernste, männliche Antlitz Alban de Bayards vor die nackten Knochen. Für einen Moment waren der Tote und sein Astralleib miteinander verwoben – dann glitten sie auseinander und schwebten links und rechts von dem Sarg in der Luft.

Ein jahrhundertealtes Gerippe, zum Leben erweckt durch eine fremde, geheimnisvolle Kraft.

Und daneben ein anderes, menschlicheres und zugleich blasseres Bild, das die breitschultrige, hoch gewachsene Gestalt eines Mannes im weißen, wallenden Mantel der Kreuzfahrer zeigte.

Alban de Bayard…

Der Kreuzritter, der mit dem Schwert des Feuers in der Faust gegen die Hölle selber gekämpft hatte. Und der ohne das Schwert der ewigen Verdammnis anheim fallen würde.

Sekunden vertickten. Endlose Sekunden…

»Ich grüße dich, Zamorra«, sagte der Kreuzritter mit seiner dunklen, volltönenden Stimme. »Hast du die Wölfe besiegt?«

»Ich habe sie besiegt«, sagte der Professor ruhig.

»Bist du gekommen, um mir das Schwert des Feuers zurückzubringen?«

»Das kann ich nicht, Alban, weil ich es nicht mehr habe. Es wurde mir geraubt – geraubt von einem Dämon. Er lauerte mir in den Ruinen der Adlerburg auf und überraschte mich. Ihn konnte ich nicht besiegen.«

Erneut fiel das Schweigen herab.

Das edle, von dunklem, bis auf die Schultern herabfallendem Haar umrahmte Gesicht des Kreuzfahrers schien zu versteinern. Aber in seinen Augen war kein Zorn, und als er wieder sprach, klang seine Stimme genauso ruhig wie vorher.

»Du trägst auch das Amulett nicht mehr. Ist es dir ebenfalls geraubt worden?«

»Nein, Alban. Aber draußen wartet ein Freund auf mich, den es schützen soll, falls der Dämon zurückkehrt.«

Bayard neigte den Kopf – eine Geste stummer Ehrerbietung. »Du hast Mut, Zamorra. Du bist ohne das Schwert und ohne das Amulett hierher zurückgekehrt. Fürchtest du nicht meinen Zorn, meine Rache?«

»Nein. Denn es ist Alban de Bayard, zu dem ich kam, und keine Ausgeburt der Finsternis.«

Wieder entstand eine Pause.

Der Blick des Kreuzfahrers schien durch alles hindurchzugehen, sich in unvorstellbarer Ferne zu verlieren.

»Ich werde verdammt sein«, sagte er leise. »Zwei Tage noch dauert die Frist, dann wird alles Böse, das ich je besiegt habe, von mir Besitz ergreifen und durch mich in die Welt zurückkehren. Ich werde dem zu Gehorsam verpflichtet sein, der das Schwert besitzt. Viel Unheil wird geschehen…«

Zamorra straffte sich.

»Wenn ich es verhindern kann, werde ich es tun«, sagte er hart.

»Ich werde dieser Bestie das Schwert wieder aus den Klauen reißen. Ich werde…«

»Du willst mit einem Dämon kämpfen? Du, ein sterblicher Mensch?«

»Es ist nicht das erste Mal. Ich habe das Amulett. Du kennst es, Alban, vielleicht besser als ich. Du nanntest es das Amulett des Merlin, das Amulett, das die letzten Hüter des heiligen Grales trugen. Kann es uns beide schützen?«

»Ich weiß es nicht. Es schützt dich, und es wird vielleicht auch mir die Kraft zurückgeben, die ich mit dem Schwert verloren habe, wenn wir uns in der gleichen Sphäre treffen.« Er schwieg, schien erneut in geheimnisvolle Fernen zu blicken. Sekunden vergingen, dann kehrte sein Blick von weither zurück. »Ich kenne einen Weg«, sagte er. »Auf der Insel Avalon gibt es tief in einer Höhle verborgen eine sprechende Quelle. Viele hundert Jahre hat sie geschwiegen, und man sagt, dass nur Merlin, der Zauberer, selbst sie befragen konnte. Vielleicht wird sie dir antworten, Zamorra. Vielleicht wirst du mit Hilfe des Amuletts in ihrem Wasser sehen können, was du erfahren willst. Aber Avalon ist nicht von dieser, von deiner Welt.«

»Und wie kann man es erreichen?«

»Du musst die Schwelle überschreiten. Du musst herüberkommen in unser Zwischenreich, in die Welt der Untoten, Geister und Dämonen. Aber das ist eine gefährliche Reise, Zamorra. Vielleicht eine Reise ohne Wiederkehr…«

Der Professor atmete tief durch.

Sein Gesicht war hart, entschlossen. Die Lippen lagen aufeinander, und die grauen Augen wirkten wie Granit.

»Ich will es versuchen«, sagte er ruhig. »Erkläre mir, wie ich den Zugang zu jener Welt finde.«

Alban de Bayard neigte den Kopf. »Gut, Zamorra, Morgen ist Vollmond – komm’ um Mitternacht auf die Burg der Adler. Wenn du mit dem Amulett vier Mal das Kreuz schlägst, in alle Richtungen der Windrose, und dann einen Stein zu deinen Füßen berührst, wird vor dir das Schloss erstehen, wie es früher war. Geh’ hinein. Im großen Saal wirst du zwölf Spiegel finden, aber nur einer dieser Spiegel zeigt dir dein Bild. Tritt hindurch! Jenseits des Spiegels beginnt die Welt, in der ich dich erwarte. Aber ich warne dich. Der Weg nach Avalon ist weit. Ungeheuer bewachen die Insel. Wir werden kämpfen müssen, und ich bin nicht sicher, dass wir siegen…«

»Ist man das je, Alban?«

»Du hast Recht. Ich werde dich um Mitternacht erwarten. Aber überlege gut, Zamorra.«

Für einen Moment blieb es still. Das Gesicht des Professors glich einer Maske.

»Ich habe bereits überlegt«, sagte er ruhig. »Ich werde kommen.«

Alban de Bayard hob die Hand zu einem stummen Gruß. Zamorra erwiderte die Geste, wandte sich ab, und eine halbe Minute später hatte er die Gruft wieder verlassen…

***

»Merde!«, schimpfte der Mann. »Mist, verdammter! Der Reifen!«

»Aber Charles…«, begann seine Frau vorwurfsvoll. Charles Latour winkte ab. Es gelang ihm gerade noch, den holpernden Wagen von der Straße weg in einen Waldweg zu ziehen. Wütend stellte er den Motor ab und stieg aus, um sich den Schaden anzusehen.

Germaine Latour verließ ebenfalls den Wagen. Sie war eine hübsche, dunkelhaarige Frau Mitte dreißig, modisch gekleidet, mit Mannequin-Figur und einem gebändigten Afro-Krauskopf. Ihr Mann hatte bereits die Vierzig überschritten – ein Magertyp mit Fettansatz um die Hüften, von Erfolgszwang geplagt und infarktgefährdet.

Während er den vollkommen platten linken Vorderreifen des stratosilbernen Renault 16 betrachtete, zündete er sich eine der schwarzen Zigaretten an, die ihm der Arzt schon vor Monaten verboten hatte.

Germaine erschien neben ihm und zog sich die Fuchsfelljacke um die Schultern. Sie fröstelte – die Frühlingsnächte waren noch empfindlich kühl. »Und nun?«, fragte sie mit einem Blick auf den kaputten Reifen.

Charles zuckte die Achseln. Er hatte die Wahl, das Rad entweder selbst zu wechseln oder etwa zwei Kilometer zu Fuß bis zur nächsten

Telefonzelle zu gehen, und keine der beiden Möglichkeiten behagte ihm sonderlich. Er fluchte noch einmal ausgiebig, dann entschied er sich dafür, eigenhändig zum Wagenheber zu greifen. Irgendwann hatte er das schließlich mal gelernt – und wenn es sich schon nicht umgehen ließ, das warme Auto zu verlassen, wollte er wenigstens Germaine ein bisschen imponieren.

Er stand vor der geöffneten Kofferraumhaube und ließ seinen Blick auf der Suche nach dem Werkzeug schweifen, als er die Schritte hörte.

Überrascht sah er sich um. Eine hoch gewachsene hagere Gestalt erschien zwischen den Bäumen auf dem Waldweg. Charles Latour wunderte sich, da er nicht gewusst hatte, dass es in der Nähe Häuser gab, doch im Moment spielte das keine Rolle. Er hoffte lediglich, dass der Fremde genug von Autos verstand, um ihm bei dem Radwechsel zur Hand gehen zu können.

Auch Germaine sah dem Mann entgegen. Sie schauderte leicht zusammen – irgendetwas Unheimliches schien von ihm auszugehen.

Er war dunkel gekleidet – ein weiter schwarzer Umhang bauschte sich um seine Schultern, ähnlich den blauen Pelerinen, die die französischen Flics bei Regenwetter trugen. Das Gesicht war schmal, der Mund fast lippenlos. Scharf vorspringende Wangenknochen und eine gebogene Nase beherrschten die Züge, und unter buschigen, leicht schräg gestellten Brauen funkelten die bernsteingelben Augen tief in den Höhlen.

Germaine zog unwillkürlich die Pelzjacke enger über der Brust zusammen. Neben ihr produzierte Charles ein gezwungenes Lächeln.

Der Kerl, der da auf sie zukam, war wahrlich ein Ausbund an Hässlichkeit – aber daran sollte die Zusammenarbeit nicht scheitern.

Zwei Meter vor dem Renault blieb der Hagere stehen.

Sein Blick glitt über den defekten Wagen und die beiden Menschen.

An dem breitschultrigen, gut gekleideten Geschäftsmann blieb er hängen – und Charles Latour wurde bewusst, dass sein höfliches Lächeln zu einer Grimasse gefror.

»Bonsoir, Monsieur«, sagte er flach. »Wir – haben eine Panne! Der verflixte Reifen…«

Er brach ab.

Der Blick der gelben Augen haftete auf seinem Gesicht, schien sich tief in seine Pupillen zu senken. Latour schluckte. Er wollte weiter sprechen, irgendwelche unverbindlichen Floskeln, die den Fremden veranlassten, ihm Hilfe anzubieten – aber er vermochte es nicht.

Wie erstarrt blieb er stehen.

Hätte er in diesem Moment davonzulaufen versucht – es wäre unmöglich gewesen. Er kannte den Fremden nicht. Er hatte nie im Leben von dem Magier Geronimo Morgue gehört. Und dennoch stand Charles Latour bereits unter einem magischen Bann, dem sein Wille

nichts entgegenzusetzen hatte.

Aus aufgerissenen Augen beobachtete er, wie der Hagere den schwarzen Umhang zurückschlug.

Erst jetzt wurde die Lederscheide an seiner Hüfte sichtbar. Mit einem Ruck zog er das breite Schwert. Latour sah es, ohne zu begreifen. Aber seine Frau, die noch nicht unter dem Bann stand, wich gegen den Wagen zurück, fuhr sich mit den Händen an die Kehle und holte Luft, um gellend aufzuschreien.

Der Kopf des Magiers flog herum.

Ein einziger Blick der gelben Augen traf Germaine – und ihr Schrei erstarb, noch ehe er laut geworden war. Ihre Lippen schlossen sich.

Die eben noch flackernden Augen wurden blicklos, und auch ihren Körper befiel die eigentümliche Starre.

Geronimo Morgue lächelte.

Seine Rechte hob das Schwert. Dicht vor Charles Latours starren Augen funkelte die nadelspitze Klinge. Ganz kurz nur berührte sie die Stirn des Mannes, ritzte eine verschlungene Linie in die Haut, und Latour hatte das Gefühl, als durchzucke eine feurige Lohe seinen Körper.

Der winzige schlangenförmige Schnitt schmerzte nicht. Nur ein paar Blutstropfen glitzerten auf der Haut, rannen über die Stirn und sammelten sich in den Augenbrauen. Geronimo Morgue starrte auf die glitzernden roten Perlen und lächelte.

»Du gehörst mir«, sagte er, während er das Schwert wieder senkte.

»Du bist mein Sklave.«

»Ich bin dein Sklave«, wiederholte Charles Latour mit dumpfer, tonloser Stimme.

Die Augen des Magiers begannen zu funkeln. Ein dünnes, satanisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

»Du wirst es beweisen«, peitschte seine Stimme. »Du wirst töten! Sie! Deine Frau! Ich befehle dir, sie zu töten! Auf der Stelle…«

»Töten«, wiederholte Latour flüsternd. »Töten! Töten…«

Irgendwo in der Tiefe seines Hirns schien das Wort Widerhall zu finden. Wie ein Krampf lief es über seine Gestalt. Er drehte den Kopf, sein Blick zuckte umher – und sog sich an dem blassen, puppenhaft starren Gesicht seiner Frau fest.

»Töten«, murmelte er wie zu sich selbst. »Germaine! Ich muss – Germaine töten! Ja, ja…«

Ein Ruck ging durch seinen Körper.

Mit den mechanischen, abgehackten Schritten einer Marionette, die an unsichtbaren Fäden gezogen wird, setzte er sich in Bewegung. Langsam, unaufhaltsam schritt er auf seine Frau zu, seine Hände hoben sich, und die Finger krümmten sich wie Krallen.

Germaine Latour verharrte reglos.

Sie war nicht von dem Schwert berührt worden, aber sie stand unter Geronimo Morgues hypnotischem Bann. Ihre Augen spiegelten keine Angst, keinen Schrecken, nicht einmal Verwirrung wider. Mit geweiteten Pupillen, ohne jede Gefühlsregung sah sie ihrem Mann entgegen und machte nicht den geringsten Versuch, dem Verhängnis zu entkommen.

Dicht vor ihr blieb Charles Latour stehen.

Seine Augen flackerten auf. Für den Bruchteil einer Sekunde schien er zu sich zu kommen, wurde ihm bewusst, was er zu tun im Begriff war, malte sich jähes Entsetzen in seinen Zügen – aber der lichte Moment verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Charles Latours gut geschnittenes, gebräuntes Gesicht verzerrte sich zu einer mordlüsternen Fratze.

Seine Hände zuckten vor, schlossen sich wie Stahlklammern um Germaines Kehle. Nicht einmal jetzt wich die Frau zurück. Erst als ihr die Luft knapp wurde, begann sie sich zu wehren. Ihre Augen quollen vor. Verzweifelt schlug sie um sich, bäumte sich auf – aber der hypnotische Bann verlieh Charles Latour unbändige Kräfte.

Er keuchte.

Mit einer wilden Bewegung riss er sein Opfer hoch und schüttelte es. Germaines Glieder zuckten noch ein paar Mal, fuhren ziellos durch die Luft, dann erschlafften ihre Muskeln. Charles Latour ließ sie zu Boden sinken, ihr Kopf fiel zur Seite, und die gebrochenen Augen in dem entstellten, blau angelaufenen Gesicht schienen in den sternenübersäten Nachthimmel zu starren.

Latour blieb bewegungslos stehen – eine Marionette, die darauf wartete, dass der Puppenspieler an den Fäden zog. Geronimo Morgue musterte ihn prüfend und lächelte dann zufrieden.

»Leg’ sie in den Kofferraum«, befahl er. »Dann setz’ dich ans Steuer. Ich sage dir, wohin du zu fahren hast.«

Charles Latour nickte nur.

Gehorsam öffnete er die Blechhaube, hob die Leiche seiner Frau auf und wuchtete sie mit dieser neuen, unnatürlichen Kraft in den Kofferraum. Auf Morgues Befehl zerrte er eine Decke über die Tote.

Dann wechselte er das Rad, setzte sich ans Steuer, ließ den Motor an, und der Magier glitt neben ihn auf den Beifahrersitz.

Zwanzig Minuten später hatten sie ihr Ziel erreicht.

Eine übermannshohe Mauer umgab das einsame, mitten im Wald gelegene Grundstück. Das schwere Eisentor öffnete sich wie von Geisterhand bewegt, als der Wagen darauf zu rollte. In langen Windungen führte der Weg durch den verwilderten Park, und schließlich ließ der Magier sein Geschöpf vor dem zweistöckigen Gebäude halten.

Das Schwarze Haus…

Äußerlich hatte es nichts, was diesen Namen rechtfertigte. Efeu rankte über die alten Bruchsteinmauern. Hinter einigen der schmalen Rundbogenfenster brannte gelbliches Licht. Aber das Schwarze Haus hatte seinen Namen in einem längst vergangenen Jahrhundert nicht wegen seines Aussehens erhalten, sondern wegen der finsteren Dinge, die der Magier Geronimo Morgue darin trieb.

Jetzt stieg er aus dem Wagen. Ohne zu zögern ging er auf die Haustür zu – er wusste, dass sein neues Opfer ihm folgen würde…

Ein Mann öffnete ihm, verneigte sich schweigend und ehrerbietig.

Er war ganz in schwarzes Leder gekleidet. Eine ebenfalls schwarze Lederkappe umschloss seinen Kopf, und auf der bleichen Stirn zeichnete sich eine feine rote Narbe in Form einer Schlange ab.

In dem großen, altertümlich eingerichteten Wohnraum warteten fünf weitere Männer.

Alle trugen die gleichen Anzüge und Kappen, alle hatten die gleiche Narbe auf der Stirn. Und alle hatten sie den gleichen leeren, abwesenden Ausdruck in den Augen, der bewies, dass sie nicht mehr Herr ihres eigenen Willens waren.

Geronimo Morgue lächelte triumphierend.

Sieben Sklaven waren es jetzt, die ihm dienten. Sieben Männer, die blind seinen Befehlen folgten und die er mit übernatürlicher Kraft ausgestattet hatte. Sie würden die Kerntruppe bilden. Nur die Kerntruppe – denn die maßlose Machtgier des Magiers begnügte sich nicht mit der Herrschaft über einige wenige.

Damals, zu seinen Lebzeiten, hatte er über ein Heer von Wölfen geboten.

Jetzt würde es ein Heer von Menschen sein, das ihm gehorchte.

Die Welt würde vor ihm zittern. Niemand konnte sich ihm entgegenstellen, niemand ihn besiegen, niemand…

Seine Gedanken stockten.

Eine steile Unmutsfalte grub sich in seine Stirn. Er sah wieder die Szene an der Adlerburg vor sich, spürte jene unheimliche Kraft, die in der entscheidenden Sekunde seinen Arm gelähmt hatte, und seine Lippen verzerrten sich.

Es war ihm nicht gelungen, den Mann zu töten, dem er das Schwert des Feuers geraubt hatte. Jenen Mann, von dem er nur wusste, dass er in einer anderen Welt lebte als Alban de Bayard – und dass er doch nicht Albans Feind sein konnte. Irgendetwas hatte ihn, den Magier, den unbezwinglichen Dämon, zurückgehalten. Etwas, das stark genug gewesen war, um ihn zu dematerialisieren und in sein Zwischenreich zurückzutreiben. Er wusste nicht, was es war, er begriff es nicht – aber er wusste, dass er es herausfinden würde.

Zamorra, dachte er.

Wie ein unauslöschliches Mal hatte sich der Name in sein Gedächtnis

gebrannt.

Mit jeder Faser seines höllischen Selbst spürte der Magier, dass dieser Mann sein gefährlichster Gegner war – und dass er ihn um jeden Preis vernichten musste…

***

Nicole Duval zog ihr hübsches Näschen kraus.

»So«, sagte sie pikiert. »Das ist also der Frühlingsurlaub in Paris, den Sie mir versprochen haben, Chef! Zuerst jagen Sie eine Meute komischer Wölfe, die es eigentlich gar nicht gibt. Dann planen Sie einen Abendbummel, weil Sie angeblich nur mal kurz etwas in der Nähe zu erledigen haben, und kommen fast krankenhausreif zurück. Und jetzt erzählen Sie mir auch noch, dass Sie heute Abend auf unbestimmte Zeit verreisen müssen!«

»Auf kurze Zeit«, verbesserte Zamorra. »Wobei die Betonung auf ›kurz‹ liegt. Ich bin sicher, dass Sie und Bill sich auch ohne mich amüsieren werden.«

Nicoles Blick hätte eine Oase in der Wüste einfrieren können. In ihren Augen sprühten grünliche Funken.

»Da bin ich allerdings auch sicher«, meinte sie spitz. »Schließlich habe ich nicht stundenlang beim Friseur gesessen, um mich jetzt in meinem Hotelzimmer zu vergraben!«

Das Ergebnis von Nicoles Friseurbesuch war in der Tat nicht zu übersehen. Ihr kurzer Lockenkopf hatte die Farbe von reifen Kastanien, dazwischen schimmerten rote Strähnen wie winzige Flämmchen. Sie trug ein sehr frühlingshaftes apfelgrünes Kleid dazu, und Zamorra fragte sich, wie sie es fertig brachte, sogar ihren Augen den dazu passenden grünlichen Schimmer zu geben.

»Ich kann es nicht ändern«, sagte er bedauernd. »Die Sache ist wichtig.«

»Wenn Sie uns wenigstens verraten würden, um welche Art von Sache es sich dreht!«, beschwerte sich Nicole.

»Der Ansicht bin ich auch«, ließ sich Bill Fleming vernehmen. Sie hatten gegessen, und er nippte an seinem unvermeidlichen Bourbon mit Eis. »Mir jedenfalls gefällt die so genannte Sache nicht«, sagte er ernst. »Ich habe den Eindruck, dass du dich auf einen verdammt kitzligen Drahtseilakt einlässt, Zamorra.«

Im Stillen musste der Professor ihm Recht geben.

Ein Drahtseilakt – so etwas ähnliches war es wirklich. Er wollte die Schwelle zum Zwischenreich der Dämonen übertreten, und er wusste nur zu genau, dass er auf einem schmalen Grat balancieren musste und dass um ihn herum alle Abgründe der Hölle lauern würden.

Für einen Moment vergaß er seine Umgebung, versank in Nachdenken.

Hatte er Angst? Ja, sicher – jeder sterbliche Mensch würde in dieser Situation wohl Angst empfinden. Mit einem tiefen Atemzug lehnte er sich zurück, griff nach seinem Cognacschwenker und leerte das Glas.

Das silberne Amulett hing bereits um seinen Hals. Ganz deutlich konnte er das kühle Metall auf der Haut fühlen.

Es schien zu leben…

***

Geronimo Morgue war allein im Keller des Schwarzen Hauses.

Der Raum, in dem er sich aufhielt, machte dem uralten Namen des Gebäudes alle Ehre. Schwere schwarze Vorhänge verdeckten die nackten Bruchsteinquader. Schwarz war der Teppich, schwarz auch der Baldachin, der die Decke verkleidete. In der Mitte des Raumes erhob sich eine Art Altar, und in das blutrote Tuch, das ihn umhüllte, waren mit silbernen Fäden geheimnisvolle Zeichen und Hieroglyphen gestickt.

Eine silberne Schale bildete das Zentrum der dämonischen Kultstätte. Mitten auf dem Altar erhob sie sich, getragen von geschwungenen, schlangengleich geformten Füßen. Bläuliche Flammen waberten in ihrem Innern.

Ein kaum wahrnehmbarer Schwefelgeruch hing in der Luft, mischte sich mit der modrigen Kühle, und Geronimo Morgue sog ihn mit bebenden Nasenflügeln ein wie ein Tier, das in den Wind wittert.

Er trug wieder den langen schwarzen Umhang, der sich um seine Schultern bauschte. Ein Kruzifix hing um seinen Hals – auf makabre Weise entweiht, denn die Stelle des Gekreuzigten wurde von einem Monstrum mit verzerrter Teufelsfratze eingenommen. Die gelben Augen des Magiers glühten. Einen Moment lang zögerte er, verharrte reglos, um sich zu sammeln – dann griff er in eine Tasche des wallenden Umhangs und brachte eine kleine Phiole mit einer giftig grünen Flüssigkeit hervor.

Leise und raunend begann er zu sprechen, als er das Glasröhrchen öffnete. Seine Stimme murmelte Formeln und Beschwörungen, bediente sich einer Sprache, die aus grauer Vorzeit stammte und von keinem lebenden Menschen mehr verstanden wurde. »Om orgo mahare«, flüsterte seine Stimme, und ein Tropfen der grünen Flüssigkeit fiel in die Schale. »Om orgo mahre! Mahare hum…«

Rauch wölkte auf.

Dünn und schweflig zuerst, dann dichter. Ein zweiter Tropfen des magischen Elixiers fiel, ein dritter, und die Stimme des Dämons klang dumpf und eintönig wie der Nachhall eines fernen Trommelwirbels.

»Om orgo mahare! Om orgo mahare! Mahal padme… Orgo … Orgo hum …«

Seine Stimme versickerte.

Der letzte Tropfen aus der Phiole hatte sich in die silberne Schale ergossen, der gelbliche Rauch waberte wie ein dünner, leuchtender Schleier. Geronimo Morgue breitete die Arme aus, verharrte hoch aufgerichtet und reglos. Seine Augen gleißten, Schweiß rann in Strömen über sein verzerrtes Gesicht, und als er wieder sprach, hallten die Worte laut wie Hammerschläge.

»Asmodi – Asmodi! – Höre mich an, Asmodi, Herr aller Dämonen! – Höre mich, deinen Diener! Gib mir die Kraft, zu sehen, was eines Menschen Auge nicht sehen kann! Zeige mir meine Feinde, großer Asmodi – Meine Feinde! – Zeige sie mir…«

Er verstummte.

Rasch und keuchend ging sein Atem, die Muskeln seines Gesichtes zuckten unter der Anstrengung. All seine dämonische Kraft schien sich in den gelben Augen zu sammeln, schien sich zu bündeln, zu einem einzigen Strahl von Energie, der sich gleich einer Sonde in den gelben, wabernden Rauch bohrte. Bilder entstanden. Schatten zuerst, Umrisse, undeutliche Formen aus Nebelfetzen. Der Magier erstarrte. Tief in ihm begann etwas zu glühen, seine Gestalt veränderte sich und schien zu leuchten. Sein Herzschlag verwandelte sich in flackerndes, pulsierendes Licht. Für eine einzige Minute sammelte sich Geronimo Morgues dämonische Kraft in einer Flamme reinen Höllenfeuers, und vor ihm entstanden die magischen Bilder, die er beschworen hatte.

Seine Augen sahen.

Gebäude traten aus dem wabernden Rauch hervor. Straßen und Menschen…

Gesichter formten sich, schienen ihn über einen Abgrund hinweg anzusehen – und Geronimo Morgue wusste, dass dies die Gesichter derer waren, die er vernichten musste.

Zwei Männer und eine Frau.

Der unheimliche Gegner, den er nicht hatte töten können, und alle, die mit ihm waren. Der Magier lächelte verzerrt. Nur für eine winzige Sekunde hatte er direkt in die Augen der Frau gesehen – und diese Sekunde genügte, um in seinem Hirn einen teuflischen Plan Gestalt annehmen zu lassen.

Die Bilder verblassten. Wie Schemen verschwammen sie, lösten sich auf, verschwanden. Der gelbe, schweflige Rauch wurde dünner.

Ein paar Herzschläge lang schien er noch wie ein durchsichtiger Schleier in der Luft zu wehen – dann brannten in der Schale nur noch die klaren, blau strahlenden Flammen.

Geronimo Morgue taumelte.

Die Beschwörung hatte alle seine Kraft gekostet. Das eigentümliche Leuchten war von seiner Gestalt gewichen, war verblasst wie die höllischen Visionen, und tiefe Erschöpfung kroch wie eine schwarze, steigende Flut in seine Glieder.

»Orhomre, Asmodi«, murmelte er. »Orhomre Mani…«

Es war der Dank an den Dämonengott, war eine der uralten magischen Formeln, die er nicht ungestraft vergessen durfte. Geronimo Morgue, der Magier, fiel vor dem Altar nieder, mit ausgebreiteten Armen, und sank von einer Sekunde zur anderen in tiefe, todesähnliche Trance.

***

Zamorra ließ den Wagen am Fuß des Hügels stehen.

Er war früh losgefahren – unerwartete Zwischenfälle konnte es immer geben, von den Angriffen dämonischer Mächte bis zu einer simplen Reifenpanne, und er hatte den einmaligen, unwiederbringlichen Moment auf keinen Fall verpassen wollen. Jetzt blieb ihm noch fast eine Stunde bis Mitternacht. Aus schmalen Augen spähte er zu der Hügelkuppe hinauf, die der Vollmond mit fahler Helligkeit übergossen hatte, lehnte sich auf dem Fahrersitz zurück und zündete sich zunächst einmal eine Zigarette an.

Die Spannung in ihm hatte ein Maß erreicht, vor dem schwächere Nerven als die seinen längst kapituliert hätten. In langsamen Zügen sog er an der Zigarette und sah den Rauchringen nach, die vor der Windschutzscheibe zu grotesken Gebilden zerfaserten. Für einen Moment faszinierten ihn diese bläulichen Schlieren plötzlich. Durch alle Jahrhunderte zog sich die Magie des Rauchs, die Magie des Feuers. Und der Rauch einer simplen Zigarette? Der Rauch aus Hunderten von Schornsteinen, der manchmal wie ein drohendes Mahnmal über den großen Städten hing? Konnte man vielleicht auch daraus lesen, wenn man nur die Augen öffnete?

Zamorra atmete tief durch.

Er hätte jetzt gern Zeit gehabt. Denn er wusste, dass dies einer der Momente vollkommener Klarheit war, in denen sich Ahnungen formten, plötzliches Wissen um verborgene Zusammenhänge, manchmal sogar einer jener Gedankenströme, die wie Lichtstrahlen in die Schwärze der Zukunft leuchteten. Augenblicke wie dieser hatten ihm schon manchen unerwarteten Fortschritt in seinen Forschungen gebracht. Aber jetzt war keine Gelegenheit zum Grübeln, jetzt durfte er sich nicht ablenken lassen. Zu viel stand auf dem Spiel. Erneut spähte er zu der flachen Hügelkuppe hinauf. Ein Blick zur Uhr zeigte ihm, dass er noch eine halbe Stunde hatte. Mechanisch schnippte er die Zigarettenkippe aus dem Fenster, verließ den Wagen und machte sich ohne Hast an den Aufstieg.

Der Vollmond tauchte die Ruinen der Adlerburg in ein gespenstisches Licht.

Buschwerk und wuchernde Unkrautstauden duckten sich wie Gnomen an den Boden. In ungewissem Grau erhoben sich die

Mauerreste. Die Umrisse verschwammen, alles schien unwirklich und seltsam gestaltlos, als hätten unsichtbare Hände einen silbernen Schleier über den Hügel gebreitet. Nur die kleine Kapelle schwamm weiß und klar im geheimnisvollen Halbdämmer, und an einigen Stellen standen die Mauern dicht zusammen und umschlossen Inseln voller Schwärze und Drohung.

Zamorra verharrte neben einem Stapel durcheinander gewürfelter Bruchsteinquader.

Sein Blick hing an der Armbanduhr, deren Zeiger langsam auf Mitternacht vorrückte. Ohne das phosphoreszierende Zifferblatt aus den Augen zu lassen, rief er sich noch einmal Wort für Wort die Anweisungen ins Gedächtnis, die ihm Alban de Bayard gegeben hatte.

»Komm um Mitternacht auf die Burg der Adler. Wenn du mit dem Amulett vier Mal das Kreuz schlägst, in allen Richtungen der Windrose, und dann einen Stein zu deinen Füßen berührst, wird vor dir das Schloss erstehen, wie es früher war. Geh hinein! Im großen Saal wirst du zwölf Spiegel finden, aber nur einer dieser Spiegel zeigt dir dein Bild. Tritt hindurch! Jenseits des Spiegels beginnt die Welt, in der ich dich erwarte…«

Zamorras Augen wurden schmal und nachdenklich.

Spiegel, dachte er.

Oh ja, es hatte sie gegeben zur Zeit Alban de Bayards. Die Venezianer hatten die Spiegel nicht erfunden, nur vervollkommnet. Sie waren uralt. Spiegel hatte man in ägyptischen und skythischen Gräbern gefunden, sie spielten in Mythen und Märchen ihre Rolle – und uralt war auch ihre magische Bedeutung. Der düstere Zauber des Abbilds, des anderen Ich! Immer wieder im Laufe der Jahrhunderte tauchten Legenden auf von Menschen, die hinter den Spiegeln eine andere Zeit oder eine andere Welt entdeckten. Doch bisher hatte Zamorra in seinen Forschungen nie einen Beweis dafür gefunden und…

Seine Gedanken stockten. Mitternacht…

Der Uhrzeiger sprang um, von irgendwoher wehten die fernen, leisen Schläge eines Glockenspiels herüber. Zamorra atmete tief durch.

Mit einer raschen Bewegung löste er das Amulett von seinem Hals und nahm es in die Rechte. Vier Mal schlug er das Zeichen des Kreuzes, jedes Mal einer anderen Himmelsrichtung zugewandt.

Dann ging er in die Hocke, berührte mit dem silbernen Talisman einen der verwitterten Steinquader zu seinen Füßen und richtete sich wieder auf.

Gebannt starrte er auf den Stein. Täuschte er sich, oder war da ein schwaches Leuchten an der Stelle, wo das Metall des Amuletts ihn berührt hatte? Zamorra presste die Lippen zusammen, sah aufmerksam in die Runde – doch sein Blick kehrte schon nach Sekunden wie unter einem Zwang wieder zu dem alten Gesteinsblock

zurück.

Das Leuchten hatte sich verstärkt – jetzt war er ganz sicher.

Und es breitete sich aus, langsam, fließend – als übergieße in einer tropischen Nacht die steigende Flut den Strand mit Silber. Steine erglänzten, Grashalme wogten in dem unwirklichen Licht. Auf seltsame Weise verwob es sich mit dem Mondschein. Reglos, völlig gebannt vom Zauber des Geschehens verfolgte Zamorra das Schauspiel, aber ein Teil seines Gehirns versuchte mit wissenschaftlicher Nüchternheit zu ergründen, worin die Faszination dieser Erscheinung bestand.

Mit dem nächsten Atemzug konnte er es deutlicher erkennen.

Das Mondlicht lag wie ein silberner Schleier über der Hügelkuppe.

Dieses andere, fremdartige Leuchten jedoch schien die Dinge von innen her zu erfassen, ließ sie erglänzen und seltsam gestaltlos werden, als wandle sich ihre Materie in Licht. Mauerreste, Büsche, Gestein – das alles war nur noch verschwimmender Umriss, durchsichtige Hülle, war wie ein trügerisches Spiel aus Licht und Schatten und…

Zamorra hielt den Atem an.

Dicht neben ihm begannen die Mauerreste plötzlich zu wachsen.

Silber übergossene Steine ragten empor, türmten sich höher, schienen sich aus leuchtenden Schleiern zusammenzusetzen. Die Konturen von Gebäuden erschienen, die Umrisse von Türmen, Wehrgängen, Zinnen. Ein Lidschlag, eine Ewigkeit – Zamorra wusste nicht, wie viel Zeit verging, aber als die Wandlung vollendet war, stand wie ein Traumbild aus den Tiefen von Märchen und Legende eine mittelalterliche Burg vor seinen Augen.

Château des Aigles… Die Burg der Adler!

Ein Brunnen plätscherte im Hof. Warmer Fackelschein fiel aus den schmalen Bogenfenstern. Die Räume waren von eigenartigem huschendem Leben erfüllt, leise Stimmen wisperten – und in der nächsten Sekunde klang der hohe, einsame Laut eines fremdartigen Instruments durch die Stille.

Zamorra schluckte.

Sein Blick glitt hinüber zu der Kemenate, zum Söller, wo er eine unruhige Bewegung wahrnahm. Gestalten – Frauen in langen, wehenden Gewändern, mit Schappel und Kinnband. Winkten sie ihm?

Wollten sie ihn in ihre geheimnisvolle Welt locken, in diese geisterhafte, faszinierende Vision, die…

Vision?

War es denn eine Vision? Oder hatte die magische Kraft des Amuletts auf irgendeine Weise die Zeitgrenzen verschoben, die Dimensionen aufgehoben – auch die vierte Dimension, die der Zeit? War es Wirklichkeit?

Zamorra straffte sich.
Noch einmal sah er sich um, gründlicher diesmal. Er stand auf dem Burghof, jenseits des Torhauses. Dicht hinter ihm wuchs die Mauer empor, überglänzt vom Mondlicht. Langsam, als könne jede unbedachte Bewegung den Zauber zerstören, machte der Professor einen Schritt darauf zu, streckte die Hand aus – und zuckte zusammen, als seine Finger den kühlen Stein berührten.
Wirklichkeit… Sichtbar und fassbar!
Wirklichkeit aus der Tiefe der Jahrhunderte, heraufbeschworen für einen kurzen Augenblick – und bestimmt dazu, als Tor in eine andere Welt zu dienen. Zamorras Hände glitten über den Stein, spürten den Widerstand. Seine Füße berührten das unversehrte Pflaster des Hofes – und er stellte fest, dass es jedenfalls wirklich genug war, um sein Gewicht zu tragen.
Langsam, mit hämmerndem Herzen, ging er über den Hof auf das Haupthaus zu.
Erst jetzt drangen wieder die Stimmen und die leise Musik in sein Bewusstsein. Das große Gebäude – Palas oder Dürnitz, wie ihm einfiel – war erfüllt von geisterhaftem Leben. Einen Moment blieb der Professor vor der schweren, verwitterten Tür stehen – dann nahm er intuitiv einen eisernen Löwenkopf aus seiner Halterung und pochte damit gegen das Holz.
Er hörte keine Schritte.
Die Musik verstummte nicht, die Stimmen raunten weiter – aber kaum dass die drei dumpfen Schläge verhallt waren, schwang bereits mit einem knarrenden Geräusch die Tür auf.
Zamorra blieb stehen.
Seine Augen weiteten sich. Unwillkürlich grub er die Zähne in die Unterlippe, um sich zu vergewissern, dass er nicht träumte. Er spürte den Schmerz, er schmeckte eine Spur von Blut – und brauchte dennoch Minuten, um das Bild zu verarbeiten, das sich ihm bot.
In der Halle dieses Geisterschlosses wurde ein Fest gefeiert.
Fiedler spielten auf, Harfen zitterten. An langen Tischen saßen Gestalten in ritterlicher Tracht, langwallenden Suckenien und Tasselmänteln. Gelächter klang auf, schwere Zinnbecher wurden erhoben und geleert, mit diensteifriger Lautlosigkeit bewegten sich die Mundschenke. Ein purpurroter Baldachin überspannte das obere Ende der Tafel. Ein Mann in langem blauem Gewand lehnte in dem reich geschnitzten Holzstuhl. Er sprach zu seinem Nachbarn, dunkles, gelocktes Haar fiel ihm in die Stirn – und Zamorra erkannte die edlen, männlichen Züge von Alban de Bayard.
Er wollte zu ihm treten – doch der Burgherr schien ihn nicht zu sehen.
Alban sprach weiter, leise und lächelnd in einem altertümlichen

Französisch, das sich wesentlich unterschied von der Sprache, in der er Zamorra angeredet hatte. Der Professor verstand nur Wortfetzen – unverbindliches Geplauder über Turniere, Pferde, das Glück bei der Jagd. Gelächter perlte auf, wurde leiser, um die Musik der Fiedler nicht zu sehr zu stören. Zamorra spürte Albans Blick – doch es war ein Blick, der durch ihn hindurchging, sich auf irgendetwas richtete, das hinter ihm lag. Auch die anderen sahen von Zeit zu Zeit in seine Richtung. Einmal stand einer der Ritter auf und ging so dicht an dem Gast aus einer anderen Zeit vorbei, dass er ihn fast streifte. Aber niemand schien Zamorra wahrzunehmen, ihre Augen glitten über ihn hinweg, als ob er gar nicht da sei – und allmählich begann er zu begreifen, dass er für diese Menschen tatsächlich nicht da war.

Er befand sich in einer anderen Welt, einer anderen Zeit. Dies alles war bereits geschehen – vor Hunderten von Jahren. Er konnte nicht eingreifen, konnte die Ereignisse nicht beeinflussen – er konnte diesen Raum nur als unsichtbarer Besucher durchschreiten.

Sein Blick erfasste die Spiegel an den Wänden.

Gewölbte Spiegel – damals, im 13. Jahrhundert, hatte man sie nur aus großen geblasenen Glaskugeln herausschneiden können. Zamorra trat auf den ersten dieser Spiegel zu – doch er sah nur eine glatte, silbrig schimmernde Fläche.

Beim zweiten ging es ihm genauso, beim dritten ebenfalls. Erst der vierte Spiegel warf sein Bild zurück. Zamorra zögerte. Sein Herz hämmerte. Eine unbestimmte Furcht packte ihn, Furcht vor dem Unbekannten, das vor ihm lag – aber er wusste, dass er jetzt nicht mehr zurück konnte.

Langsam hob er die Hand.

Seine Finger wollten das glatte, mit Quecksilber überzogene Glas berühren – und fanden keinen Widerstand. Seine Rechte tauchte in den Spiegel, die Linke ebenfalls. Er machte einen Schritt nach vorn, hatte sekundenlang das Gefühl, in einem glitzernden silbernen See zu verschwinden – dann war er jenseits der Schwelle.

Immer noch lag der Thronsaal der Adlerburg vor ihm. Das gleiche Bild, das der Spiegel vorher zurückgeworfen hatte. Nichts schien verändert. Oder doch – die Gestalten an der langen Tafel verblassten. Wie ein verwehender Hauch erstarben Musik und Stimmen, die Gäste lösten sich in Luft auf, und nur noch die hoch gewachsene Gestalt Alban de Bayards blieb zurück.

Er erhob sich von seinem Stuhl.

Weiß wallte der lange Kreuzfahrermantel um seine Schultern.

Langsam trat er auf Zamorra zu und neigte den Kopf.

»Sei gegrüßt, mein Freund«, sagte er mit seiner dunklen, volltönenden Stimme. »Ich wusste, dass du kommen würdest. Folge mir…«

Er ging auf eine Wand zu. Altertümliche Waffen hingen dort, Speere, Lanzen, der mörderische Morgenstern. Alban de Bayard nahm zwei Schwerter in kurzen, bestickten Lederscheiden, reichte eine davon Zamorra und schlang sich die andere um die Hüften.

Der Professor folgte seinem Beispiel.

Er war außerdem noch mit einem Silberdolch bewaffnet und mit einem Revolver, dessen Kugeln er mit dem Amulett geweiht hatte, doch er ahnte nicht einmal, ob ihm das alles in dieser dämonischen Welt würde nützen können. Mit zusammengepressten Lippen wandte er sich ab und folgte Alban de Bayard, der auf die Tür zuging und sie mit einer raschen Bewegung öffnete.

Zamorra trat über die Schwelle – und hielt den Atem an.

Er befand sich nicht mehr auf dem Hügel der Adlerburg, nicht mehr in der Nähe von Paris – überhaupt nicht in irgendeiner Landschaft, die er kannte.

Neben Alban de Bayard stand er auf einem schmalen Felsenband.

Links und rechts von ihm türmten sich graue, steinige Berge, schienen emporzuwachsen bis in einen Himmel, der in düsterem Rot glühte. Grau und glatt und endlos dehnte sich vor seinen Augen die Wasserfläche eines fremden Meeres, klagende Vögelschreie zerbrachen die Stille, und weit, weit entfernt in der Öde schienen die Umrisse einer Insel zu schwimmen.

»Avalon«, flüsterte Alban des Bayard. »Die Insel der Feen. Wir werden hinübersegeln…«

***

Nicole Duval und Bill Fleming hatten ein Varietee am Montmartre besucht, um die Zeit totzuschlagen.

Das Programm war ausgezeichnet, doch sie konnten sich beide nicht konzentrieren. Bill schlug einen Spaziergang im Bois de Boulogne vor, aber Nicole fühlte sich zu müde. Er brachte sie ins Hotel zurück, und vor ihrer Zimmertür verabschiedete er sich, um selbst noch einen Rundgang zu unternehmen und ein wenig frische Luft zu schnappen.

Nicole trank einen Rum-Orange, während sie sich auskleidete.

Aber sie fühlte sich immer noch nervös und überdreht und wusste, dass sie trotz ihrer Müdigkeit nicht würde einschlafen können. Seufzend ließ sie sich ein Bad ein und gab einen duftenden grünlichen Zusatz dazu, der angeblich entspannend wirkte. Während das Wasser in die Wanne lief, bürstete Nicole ihr Haar vor dem Spiegel. Sie war zufrieden mit dem Werk des Pariser Coiffeurs und stülpte vorsichtig eine Duschhaube über die frisch gelockte Pracht. Danach ließ sie den Bademantel von den Schultern gleiten, prüfte die Temperatur des Wassers und räkelte sich wenig später genießerisch in der angenehmen Wärme.

Der duftende, prickelnde Schaum entfaltete tatsächlich eine gewisse entspannende Wirkung. Nicole vergaß für eine Weile die Sorge um ihren Chef und schloss die Augen. Zehn Minuten würde sie sich gönnen, beschloss sie. Danach eine kühle Dusche, eine kräftige Massage mit dem Luffahandschuh, ein bisschen Hautmilch und ein Hauch von Parfüm. Anschließend würde sie herrlich schlafen, das wusste sie aus Erfahrung. Sie richtete sich ein Stück auf, um die verrutschte Duschhaube zurechtzuzupfen – und bei dieser Gelegenheit spürte sie den kühlen Lufthauch in ihrem Rücken.

Sie öffnete die Augen.

Die Tür befand sich hinter ihr – aber sie wusste mit Sicherheit, dass sie sie vorhin geschlossen hatte. Ihr Blick heftete sich an die geflieste Wand gegenüber. Die dunkelblauen Kacheln waren erstklassig poliert. Sie spiegelten, und Nicole konnte verschwommen die halb offene Tür und die dunkle Gestalt erkennen, die sich hereinschob.

Die junge Frau zuckte zusammen.

Ihr Kopf flog herum. Unwillkürlich krampfte sie die Hände um den Rand der Wanne, ihre Lippen öffneten sich – doch sie unterdrückte den Schrei und musterte den Eindringling nur schweigend mit flackernden Augen.

Er war groß und breitschultrig.

Schwarzes Leder umhüllte seine Hünengestalt. Um den Kopf trug er eine ebenfalls schwarze Kappe ähnlich einem Motorradhelm, sein Blick haftete starr an der Frau in der Wanne, und sein kantiges, bleiches Gesicht zeigte nicht die geringste Gefühlsregung.

Nicole schluckte hart.

Sie neigte nicht zu hysterischen Ausbrüchen. Erst recht nicht, seit sie mit Zamorra nach Château Montage, dem Schloss seiner Ahnen, gekommen war. Diverse Abenteuer hatten die junge Frau gelehrt, dass schnelles, zielbewusstes Handeln und eiserne Nerven in kritischen Situationen mehr Sinn hatten als großes Geschrei. Sie richtete sich auch jetzt danach, denn nach Hexenmeistern, Dämonen und Vampiren konnte ein simpler Mann in schwarzer Lederkluft sie nur noch mäßig erschrecken.

»Wer sind Sie?«, fragte sie scharf. »Was wollen Sie von mir? Was fällt Ihnen überhaupt ein, ins Badezimmer einer Dame…«

»Mitkommen«, befahl der Kerl in Leder.

Nicole musterte ihn aus schmalen Augen. Seine Stimme klang tonlos, der Blick wirkte eigentümlich stumpf und leer. Irgendeine Droge? Hypnose vielleicht? Nicole wusste es nicht, aber im Moment war ihr das auch völlig gleichgültig.

»Wohin mitkommen?«, fragte sie mit einer angesichts der Situation erstaunlichen Gelassenheit.

Der Mann antwortete mechanisch: »Ins Schwarze Haus! Der Meister

will dich sehen…«

Nicole presste die Lippen zusammen. Schwarzes Haus… der Meister – das klang gefährlich, klang mal wieder ganz nach der Sorte Abenteuer, wie sie der Sekretärin eines Professor Zamorra zustoßen konnten. Die junge Frau spürte, wie ihr Herz gegen die Rippen hämmerte, wie Angst in ihr hochschoss, doch sie riss sich zusammen.

Ihre Chance lag im Überraschungseffekt, überlegte sie.

Sie musste den Burschen verwirren, ihn irgendwie aus dem Konzept bringen, und dann…

Nichts leichter als das! Glaubte sie jedenfalls…

Mit der rechten Hand zog sie die Duschhaube von dem gelungenen Haarkunstwerk, mit der Linken stützte sie sich auf den Rand der Wanne, und während ein träumerisch lockendes Lächeln auf ihren Lippen erschien, entstieg sie dem Wasser wie die schaumgeborene Venus persönlich.

Der Kerl im Lederanzug blieb unbeeindruckt.

Sein Blick fraß sich an Nicoles nacktem Körper fest – aber die Augen waren genauso starr und leer und ausdruckslos wie vorher.

Nicht einmal einen Anflug von Verwirrung oder Begierde spiegelten seine Züge wider. Nicole war ratlos – und unlogischerweise gleichzeitig ärgerlich, nicht etwa, weil ihr Plan nicht glückte, sondern weil sich dieser unverschämte Kerl erdreistete, auf ihre gekonnt zur Schau gestellten Reize wie ein Eisblock zu reagieren.

Nicoles Augen versprühten ein Feuerwerk, als sie endgültig aus der Wanne stieg. Wassertropfen rannen über ihre samtene, leicht gebräunte Haut, weiße Schaumflöckchen saßen auf ihren Schultern, ihren Armen und den Spitzen der kleinen, festen Brüste. Jedem normalen Mann hätte der Anblick ihrer langbeinigen, gertenschlanken, genau an den richtigen Stellen gerundeten Figur glatt den Atem verschlagen – aber der Bursche in dem schwarzen Lederanzug war kein normaler Mann.

»Anziehen!«, befahl er.

Was Nicole Duval selbst in dieser prekären Situation noch als persönliche Beleidigung auffasste.

Ihre Augen funkelten wie Eis. Empört vibrierten die Flügel der kleinen, energischen Nase. Als sie auf den Eindringling zuging, mit federnden, geschmeidigen Schritten, stand auf ihrer Stirn eine winzige Falte in Form eines V, und wenn der Bursche Nicole gekannt hätte, wäre ihm das eine Warnung gewesen.

Sie hatte sich als Zamorras Mitarbeiterin nicht nur strapazierfähige Nerven zugelegt, sondern auch Schießkenntnisse und Karatetechnik.

Dicht vor ihrem Gegner blieb sie stehen und funkelte ihn an. Ein Pokerface machte sie gerade nicht – ihre Absichten waren ihr deutlich vom Gesicht abzulesen. Aber der Fremde hatte offenbar die Fähigkeit

eingebüßt, in Gesichtern zu lesen.
Er wurde vollkommen überrascht.
Nicoles Hand zuckte hoch, sauste durch die Luft, landete hart und präzise am Hals des Mannes. Er stieß einen gurgelnden Schrei aus und brach in die Knie. Nicole wich dem stürzenden Körper aus, sprang über ihn hinweg und glitt durch den Türspalt, um an ihre Handtasche und damit an die Pistole zu kommen.
Nach drei Schritten prallte sie zurück.
Ihre Handtasche lag auf dem Sofa – und daneben saß ein Mann in schwarzer Lederkleidung.
Ein zweiter kauerte auf der Sessellehne. Der dritte stand am Fenster, Nummer vier und fünf hatten sich zu beiden Seiten der Tür aufgebaut. Alle musterten die junge Frau mit dem gleichen leeren, ausdruckslosen Blick, alle hatten die gleichen starren Gesichter – und alle hatten, wie Nicole erst jetzt auffiel, eine merkwürdige, rötliche Narbe auf der Stirn.
Der Kerl auf der Sessellehne reagierte als Erster.
Ruckartig sprang er auf den Teppich. Mit zwei Schritten erreichte er Nicole. Sie stand wie gelähmt, ihre Augen hatten sich verdunkelt, ihr Herz hämmerte – und erst als der Bursche seine Hand nach ihr ausstreckte, kam sie zur Besinnung.
Sie duckte sich.
Blitzschnell tauchte sie unter dem Arm des Angreifers hinweg, landete neben ihm und knallte ihm die Handkante in die Seite. Er krümmte sich stöhnend. Nicole wirbelte herum, Wassertropfen und Schaumflöckchen flogen. Gleich zwei von den Ledermännern tauchten gleichzeitig vor ihr auf – und diesmal konnte sie nicht mehr ausweichen.
Die Kerle packten zu.
Sie gingen nicht gerade sanft vor, und Nicole fauchte vor Wut. Geschmeidig ließ sie sich fallen – und schaffte es. Ihr Körper war noch nass, die brutalen Fäuste glitten ab, die Kerle konnten ihr Opfer nicht festhalten. Geschickt wie eine Katze rollte Nicole über den Boden, kam wieder auf die Beine und wollte zur Tür.
Die beiden Ledermänner, die sich dort aufgebaut hatten, waren zu überrascht, um schnell genug zu reagieren.
Nicole besann sich auf ihr letztes Karatetraining. Sie konzentrierte sich und legte alle Kraft in einen gekonnten Mae Geri. Ihr Fußballen traf mit Wucht das Kinn des ersten Gegners, und noch während er kraftlos an der Wand nach unten rutschte, stand Nicole wieder und riss ihr Knie hoch, als der zweite Mann angriff.
Im Grunde war sie selbst überrascht, als sie sein Gebrüll hörte und begriff, dass der Weg frei war. Keuchend riss sie die Tür auf und sprang, nackt wie sie war, über die Schwelle. Die Tür krachte ins

Schloss. Nicoles Blick erfasste den Nachschlüssel, der von außen steckte – und sie schaltete blitzschnell, schloss mit fliegenden Fingern ab und wandte dabei für eine Sekunde dem Flur den Rücken.

Eine Sekunde zu lange!

Hätte sie sich nicht mit dem Schlüssel aufgehalten, wäre sie vielleicht auch noch mit dem Kerl fertig geworden, der draußen lauerte.

Bis zum Lift waren es nur wenige Schritte – sie hätte eine gute Chance gehabt. So aber bemerkte der siebente Ledermann sie früher als sie ihn – und da er durch die Geräusche im Zimmer misstrauisch geworden war, reagierte er ohne Schrecksekunde.

Nicole hörte die Bewegung hinter sich.

Sie spürte die Gefahr, wollte herumwirbeln – doch sie schaffte es nicht. Eine harte Faust rammte ihren Nacken. Bunte Ballons platzten vor ihren Augen, der Schmerz schoss bis in die letzten Nervenfasern – und mit dem nächsten Atemzug versank die Welt um sie herum in gestaltloser Schwärze.

Als sie wieder zu sich kam, war sie bereits auf der Fahrt nach unten.

Sie brauchte einen Moment, ehe die Erinnerung zurückkehrte, und dann vergingen weitere Sekunden, bis ihr umnebeltes Hirn die Umgebung erfassen und die richtigen Schlüsse daraus ziehen konnte.

Sie befand sich im Lastenaufzug, machte ihr ein Blick klar. Erschrocken sah sie an sich herunter – aber die unheimlichen Ledermänner hatten einen leichten Pelzmantel über ihren nackten Körper geworfen. Alle sieben drängten sich um sie, kreisten sie ein, hielten sie an den Armen und zwangen sie, aufrecht zu stehen. Nicole spürte, dass ihre Hände unter dem Mantel auf den Rücken gefesselt waren. Die Stricke schnitten tief ins Fleisch, ihr Kopf schmerzte, und sie fror, weil die Temperatur einfach zu niedrig war, um nur mit einem Pelzmantel bekleidet und mit nackten Beinen einen Ausflug zu unternehmen.

Langsam, wie ein schleichendes Gift, kroch die Angst in ihr hoch.

Sie räusperte sich.

»Wer sind Sie?«, fragte sie heiser. »Was wollen Sie überhaupt von mir? Wohin bringen Sie mich, wohin…«

Die Ledermänner antworteten nicht. Nicole sah in die starren, ausdruckslosen Gesichter, begriff, dass die Kerle ihr nicht einmal zuhörten, und biss die Zähne zusammen.

Noch war sie nicht verloren.

Sie konnte sich nicht vorstellen, dass es so einfach sein sollte, einen Menschen aus einem Hotel zu kidnappen. Vor allem nicht, wenn man so auffällig aussah wie diese sieben Ledermänner! Irgendjemand würde ihnen begegnen. Irgendjemand würde sie hören, wenn sie um Hilfe schrie. Und dann…

Ihre Hoffnungen wurden getäuscht.

Die Ledermänner fuhren mit dem Lastenaufzug direkt in die Tiefgarage hinunter. Kein Mensch hielt sich um diese Zeit dort auf. Einer der Kerle presste seine harte Faust auf Nicoles Mund, als habe er ihre Gedanken gelesen, die anderen öffneten die Türen eines schweren amerikanischen Impala, und Nicole Duval wurde auf den Rücksitz gestoßen. Sie konnte sich nicht wehren.

Zwei der Ledermänner keilten sie ein, zwei weitere saßen vorn, die drei restlichen verschwanden im Hintergrund der Garage, wo vermutlich noch ein anderer Wagen wartete. Es gab keinen Wächter, keinen Kontrolleur um diese späte Stunde. Die Schranke vor der Ausfahrt ging automatisch hoch, wenn man nur eine passende Plakette einwarf, und die beiden Wagen konnten die Tiefgarage verlassen, ohne dass Nicole die Chance bekam, sich irgendwie bemerkbar zu machen.

Die Ausfahrt mündete in den Hof, wo es noch zwei Reihen überdachter Einstellplätze gab. Zuerst rollte der kleine Fiat auf die Straße, der die drei anderen Ledermänner aufgenommen hatte. Der Impala folgte, geriet in den Lichtkreis der nächsten Bogenlampe, und Nicole sah sich verzweifelt nach irgendeinem Passanten um, dem sie ein Zeichen geben konnte.

Die Straße war wie ausgestorben.

Lediglich gegenüber dem Hotel, am Rande einer kleinen Grünanlage, tauchte schattenhaft ein Mann auf. Der Impala beschleunigte, jagte in rascher Fahrt vorbei, und das Lichtbündel der Scheinwerfer streifte den einsamen nächtlichen Spaziergänger.

Nur für die Dauer eines Lidschlags konnte Nicole im grellen Licht das kantige Gesicht von Bill Fleming erkennen…

***

Der Wind schien zu singen.

Mit einem seltsamen melodischen Rauschen wehte er dahin, blähte das weiße Lateinersegel, peitschte die Oberfläche des Wassers.

Ein seltsamer, trockener Wind – nicht von dieser Welt. Zamorra stand aufrecht im Boot, hielt sich am Mast fest und glaubte, das Zerren und Zupfen von unsichtbaren Händen an seinen Kleidern zu spüren.

Über seinem Kopf fegten schwarze Wolkenfetzen über einen glutroten Himmel, doch der dunstige Schein spiegelte sich nicht auf dem Wasser. Endlos dehnte sich das Meer, eine weite, graue Fläche, nebelverhangen und einsam. Achteraus war die zerklüftete Felsenlandschaft längst verschwunden, und weiter vorn schwamm immer noch die Insel im Dunst. Wie eine goldüberglänzte Vision sah sie aus, fern und unerreichbar, und Zamorra musste sich mehr und mehr gegen das Gefühl des Unwirklichen, Traumhaften wehren, dass sich in sein Bewusstsein schlich wie ein süßes Gift und ihn

hinwegzutragen drohte.
Alban de Bayard stand neben ihm. Wind peitschte sein Gesicht, der weiße Kreuzritter-Mantel flatterte. Ruhig und unbewegt waren die dunklen Augen auf die ferne Insel gerichtet, deren Glanz mitten in der Düsternis dieses unheimlichen, bedrohlichen Zwischenreichs wie ein Versprechen von Frieden wirkte.
»Avalon«, sagte er leise. »Wir sind bald da…«
Zamorra rieb sich über die Augen. Erneut hatte ihn die Vision der Insel in ihren Bann geschlagen. Er schüttelte heftig den Kopf, denn er wusste, dass er gerade jetzt und gerade hier seinen klaren Verstand brauchte.
Alban de Bayard schien seine Gedanken zu lesen. Ein fernes Lächeln geisterte über die Lippen des Kreuzritters.
»Wir sind bald da«, wiederholte er. »Aber zwischen dem grauen Meer und der goldenen Insel lauern tausend Gefahren. Ein Schwert ist eine schwache Waffe, wenn die Kraft des Amuletts nicht darauf übergehen kann.«
»Sie kann es«, sagte Zamorra ruhig. »Ich habe auch die Kugeln meines Revolvers mit dem Amulett geweiht. Ich weiß nicht, wie stark die Kraft ist, ich weiß nicht, gegen was und wen sie wirkt, aber wir müssen es versuchen.«
Alban nickte.
Mit einer raschen Bewegung streifte Zamorra das Amulett von seinem Hals – und kaum dass sich das graue Licht in dem glänzenden Silber fing, erhob sich ringsrum ein klagendes, heulendes Rauschen.
Der Professor hob den Kopf.
Nebelfetzen tanzten, nahmen Gestalt an, jagten pfeilschnell im Wind dahin. Wilde Gesichter mit flatterndem Haar schwebten näher. Schon berührten sie das Boot, umtanzten das Segel, und die Luft war erfüllt vom unheimlichen Zischen und Raunen der Geisterstimmen.
Der Kreuzritter lächelte.
»Windsbräute«, sagte er beruhigend. »Niedere Geister. Sie können uns nichts anhaben…«
Zamorra presste die Lippen zusammen.
Das Heulen und Brausen wurde ohrenbetäubend, als er das Schwert zog und langsam mit dem Amulett über beide Seiten der Schneide strich. Mit der Waffe seines Begleiters tat er das gleiche.
Lichtfunken sprühten, die breiten Klingen erstrahlten von innen her in klarem, lebendigem Silberglanz. Schweigend schoben die Männer sie wieder in die Scheiden – und noch als Zamorra seine Hand von dem Griff löste, glaubte er die rätselhafte Kraft zu spüren, die jetzt von der Waffe ausging.
Er streifte die Kette des Amuletts wieder über den Kopf.
Kühl und seltsam lebendig lag der Talisman auf seiner Brust. Die

Stimmen der Windgeister verstummten. Wie eine wilde Jagd brausten sie davon, und nur noch die unheimlichen schwarzen Wolken zogen über den roten Himmel.

Die Insel war jetzt ganz nah.

Sonnenglanz vergoldete den wabernden Nebel. Für einen Moment wurde er dicht wie Watte – und dann, von einer Sekunde zur anderen, glitt das Boot aus der Wand des Dunstes heraus, und vor den Augen der beiden Männer lag ein Bild von paradiesischer Schönheit.

Palmen säumten einen langen, sanft geschwungenen Strand.

Im Dunkel des Waldes dahinter leuchteten fremdartige Blumen in allen Farben des Regenbogens. Klippen erhoben sich, schimmernd wie weißer Marmor, und über allem lag eine Art melodischen Singens, das so leise war, dass man es nur mit äußerster Konzentration wahrnahm.

Die Insel der Feen, klang es in Zamorra nach.

War das wirklich Avalon? Die versunkene Insel? Die sagenhafte Heimat Merlins, des Zauberers?

Der Kiel knirschte über Sand.

Eine neue Welle hob das Boot ein Stück weiter empor, sanft setzte es auf. Nach einem Augenblick des Schweigens sprangen die beiden Männer ins seichte Wasser, und Alban de Bayards Hände zogen das Boot auf den Strand, fast ohne es zu berühren.

Zamorra sah sich um.

Er dachte an das, was sein Begleiter über die Gefahren dieser Reise gesagt hatte. Er wollte eine Frage stellen – aber schon im nächsten Atemzug kamen ihm die Ereignisse zuvor.

Es war, als zerbreche der zauberhafte Friede des Bildes wie ein trügerischer Spiegel.

Das Wasser brach auf.

Rauschend und zuckend wuchs etwas aus der Tiefe hervor. Etwas, das schwarz und schlangengleich durch die Luft zischte, den Strand peitschte, näher kam – und das Zamorras entsetzte Augen Sekunden später als den Fangarm eines gigantischen Kraken erkannte.

Die Ungeheuer, von denen Alban gesprochen hatte!

Monster der Tiefe, die die Insel bewachten und…

Ein zweiter Fangarm tauchte auf, ein dritter. Riesige Saugnäpfe schillerten, eine dunkle Flüssigkeit tropfte auf den weißen Sand wie Blut. Zamorra biss die Zähne zusammen, wich zurück und konnte gerade noch das Schwert aus der Scheide zerren, bevor einer der mörderischen Arme auf ihn herabzuckte.

Der Professor warf sich zur Seite – doch der Krake war schneller.

Kalt und schleimig spürte Zamorra die Berührung an seiner linken Hand. Verzweifelt riss er das Schwert hoch, schlug zu und taumelte zurück, als die abgeschlagene Spitze des Fangarms wie eine schwarze Schlange im Sand zuckte.

Ein mächtiges Rauschen hing in der Luft.

Das Wasser teilte sich, wie ein Berg schien der Kopf des Kraken emporzuwachsen. Rote, gallertartige Augen glühten – und erneut hob sich einer der Fangarme hoch in die Luft.

Zamorra wollte sein Hemd aufreißen, wollte die volle Kraft des Amuletts einsetzen – aber er kam nicht dazu.

Blitzschnell sauste der Arm herab.

Dicht neben Zamorra peitschte er den Boden, wirbelte yardhoch den Sand auf, und noch ehe der Professor erneut mit dem Schwert zuschlagen konnte, zog sich das ekelhafte schwarze Ding neben ihm wie eine Feder zusammen.

Es war, als werde er von einem stürzenden Baumstamm getroffen.

Hilflos wirbelte er durch die Luft, Sand drang ihm in Mund und Augen, als er über den Boden rollte. Der Krake schien ihn wie ein lästiges Insekt hinwegfegen zu wollen. Zamorra ließ das Schwert los, um sich nicht selbst zu durchbohren. Erneut traf ihn ein mörderischer Hieb, wirbelte ihn weiter, und wie ein Stoffbündel landete er dicht am Saum des Wassers.

Der Schatten des Riesenkraken fiel über ihn.

Wie ein Wall umschloss ihn der gewaltige Fangarm. Es gab kein Entkommen. Immer dichter rückten die schwarzen Fleischmassen um ihn zusammen, und die Spitze eines zweiten Fangarms züngelte von der Seite her auf ihn zu wie eine Schlange.

Zamorra kam auf die Knie.

Sein Kopf dröhnte, seine Augen brannten – aber er sah die grässlichen Saugnäpfe wie durch eine Lupe. Sie näherten sich langsam, zuckend und tastend, als wollten sie mit dem sicheren Opfer spielen.

Zamorra taumelte hoch. Mit letzter Kraft riss er sein Hemd auf, und er spürte das kalte Feuer des aufstrahlenden Amuletts bis in die letzten Fasern seiner Nerven.

Die Spitze des Fangarms zuckte davon, als sei sie versengt worden.

Die Strahlkraft des Amuletts nahm zu, ließ Zamorras ganzen Körper erzittern. Er taumelte vorwärts. Langsam, wie unter einem Zwang, wichen die schwarzen Wälle vor ihm – und zwei Herzschläge später war der Blick auf den Strand frei.

Der Krake zog sich zurück.

Aber einer seiner Fangarme hatte sich um den Körper Alban de Bayards geschlungen – und der Kreuzritter wurde unaufhaltsam über den Strand gezerrt, dem Meer entgegen.

Zamorras Kopf flog herum.

Sein Blick erfasste das Schwert. Mit drei langen Schritten erreichte er die Waffe und schlug die Hand um den Griff. Taumelnd rannte er durch den tiefen Sand, in einem verzweifelten Wettlauf. Seine Füße

schienen kaum noch den Boden zu berühren, und es war, als beflügele die Kraft des Amuletts selbst noch seine Schritte und lasse ihn schneller sein als das drohende Verhängnis.

Mit einem letzten, verzweifelten Sprung erreichte er Alban de Bayard und schlug die Linke in den weiten, wallenden Kreuzfahrermantel.

Seine Rechte flog hoch, sauste wieder herab. Mit einem einzigen Hieb durchtrennte das Schwert die widerliche schwarze Masse.

Wasser rauschte auf, sekundenlang verdunkelte der Riesenkörper des Kraken den Himmel, und mit einem lang gezogenen, klagenden Seufzen versank das Ungeheuer wieder in der unauslotbaren Tiefe.

Der abgeschlagene Fangarm löste sich wie ein Stück Holz vom Körper des Kreuzritters, als Zamorra ihn mit dem Amulett berührte.

Wie eine Schlange wand sich der schwarze Überrest durch den Sand. Das Wasser nahm ihn auf, Gischtkämme begleiteten seinen Weg, und einen Herzschlag später war der Spiegel des Meeres wieder so glatt wie vorher.

Alban lächelte – ein geisterhaftes Lächeln.

»Wir haben gesiegt«, sagte er leise. »Das Amulett hat gesiegt.«

Und nach einer langen, inhaltsschweren Pause: »Für diesmal…«

***

Bill Fleming ließ seinen Leihwagen ohne Licht über den Waldweg rollen.

Es war Zufall gewesen, dass er gerade zur richtigen Zeit von seinem Rundgang zurückgekehrt war. Er hatte Nicoles Gesicht hinter der Scheibe des Impala gesehen, die sieben Männer mit den merkwürdigen Lederkappen, die in zwei Wagen aus dem Hof des Hotels kamen – und es hatte nicht den leisesten Zweifel daran gegeben, dass Zamorras Sekretärin diesen Kerlen nicht freiwillig folgte. Sie war entführt worden, so viel stand fest. Nicht zuletzt war es der derangierte Zustand ihrer Frisur, der Bill das bewies. Er hatte sofort geschaltet, einen olympiareifen Spurt hingelegt und es gerade noch geschafft, sich an den kleinen, verbeulten Fiat der Kidnapper zu hängen.

Jetzt rollte der Wagenkonvoi einen dunklen Hügel hinauf. Zuerst der Impala, dann der Fiat – und in einigem Abstand Bill Fleming mit einem unbeleuchteten Gordini. Er war noch im nachhinein froh, bei dem Autoverleih diese flotte Renault-Version gewählt zu haben – der Himmel mochte wissen, was ihm noch bevorstand. Langsam, leicht untertourig und mit heruntergekurbelten Seitenscheiben lenkte er den Wagen um die engen Kurven, lauschte angespannt in die Nacht und konzentrierte sich darauf, sofort zu reagieren, wenn vor ihm Bremslichter aufleuchten sollten.

Nichts dergleichen geschah.

Vorsichtig, im Schritttempo, tastete Bill sich weiter. Seine Handflächen waren feucht. Siedendheiß durchzuckte ihn die Befürchtung, dass die Kidnapper ihn vielleicht entdeckt und mit voller Absicht hierher gelockt hatten, um ihn abzuhängen – aber schon hinter der nächsten Biegung tauchten vor ihm die metallisch glänzenden Stäbe eines hohen schmiedeeisernen Tors auf.

Bill trat auf die Bremse.

Prüfend sah er sich um, dann setzte er zurück und rangierte den Wagen zwischen die Büsche. Zweige knackten, ein misstönendes Knirschen verriet, dass der Lack ein paar Kratzer davontrug. Bill war es gleichgültig. Er stoppte erst, als er sicher war, dass der Wagen nicht mehr gesehen werden konnte, stieg aus und erreichte mit wenigen Schritten den Weg.

Von den Ledermännern und Nicole war nichts mehr zu sehen.

Aus zusammengekniffenen Augen spähte Bill durch die verschnörkelten Ornamente des Tors. Ein Park lag dahinter. Undeutlich glaubte er, im Mondlicht die Umrisse eines großen Gebäudes mit Türmchen und Erkern zu erkennen. Sein Blick glitt nach links und rechts, folgte dem Verlauf der übermannshohen Mauer. Für seine Begriffe konnte es eigentlich keine Alarmanlage geben – aber ein paar gemeinsame Abenteuer mit Zamorra hatten die Erfahrung in ihm verankert, dass es manchmal besser war, dem Augenschein nicht zu trauen.

Nach kurzem Suchen fand er einen Baum, dessen Krone weit über die Mauer hinausragte.

Der Rest war einfach. Bill sprang hoch, bis er den untersten Ast erwischte, zog sich mit einem Klimmzug hinauf und kletterte weiter, bis er sich etwa zwei Yards oberhalb der Mauer befand. Der stabile Ast, den er sich aussuchte, neigte sich ein wenig unter seinem Gewicht, als er sich langsam auf sein äußerstes Ende zuschob. Unter Bill blieb die breite, glasgespickte Mauerkrone zurück. Tarzan persönlich könnte es nicht besser machen, dachte er mit Galgenhumor, während er sich mühsam und schwankend an den dünneren Zweigen über seinem Kopf festkrallte.

Jenseits der Mauer packte er den Ast unter seinen Füßen, ließ seinen Körper nach unten pendeln und löste den Griff. Aus zwei Yards Höhe sprang er auf den Boden und landete weich im Gras. Federnd fing er den Aufprall ab, blieb auf Händen und Knien hocken und lauschte mit angehaltenem Atem.

Stille…

Bill stieß die Luft aus, richtete sich erleichtert wieder auf. In dem weitläufigen, verwilderten Park rührte sich nichts. Ein paar Minuten ließ Bill sicherheitshalber noch verstreichen, dann begann er lautlos und behutsam, sich an das dunkle Gebäude heranzupirschen.

Während er sich seinen Weg durch das Gewirr der Büsche suchte, überlegte er, ob es nicht besser gewesen wäre, zurückzufahren und die Polizei zu alarmieren. Sekundenlang kamen ihm Zweifel – dann schüttelte er entschieden den Kopf. Nicole war in Gefahr. Der Himmel mochte wissen, was die Kerle mit ihr vorhatten. Bill konnte nicht riskieren, dass ihr etwas geschah, während er seelenruhig Verstärkung holte oder…

Seine Gedanken stockten. Jäh gellte der Schrei auf.

Ein lang gezogener Entsetzensschrei – so gellend, dass Bill wie festgebannt an seinem Platz verharrte. Er hatte Nicoles Stimme erkannt. Ein eiskalter Schauder rann ihm über den Rücken, und es kostete ihn Mühe, sich zusammenzureißen.

Sein Gesicht glich einer Maske, als er sich durch die letzten Büsche zwängte. Ganz kurz nur blieb er stehen und sah sich auf der unkrautübersäten Rasenfläche um, die ihn noch vom Haus trennte. Natürlich konnte er die Möglichkeit nicht ausschließen, dass ihn jemand von einem Fenster aus beobachtete, aber dieses Risiko musste er auf sich nehmen. Wie ein Schatten löste er sich aus dem Schutz der Büsche, huschte geduckt über den freien Platz und presste sich keuchend in den Schatten der Hauswand.

Sein Blick zuckte umher.

Lichtschächte, stellte er fest. Und der schreckliche Schrei war aus dem Keller gekommen!

Irgendwo dort unten wurde Nicole gefangen gehalten, musste etwas Entsetzliches gesehen oder erlebt haben, und Bill Fleming war eiskalt entschlossen, sie da herauszuholen.

Als er gerade eins der Lichtschachtgitter abgehoben hatte, traf ihn der nächste Schock.

Die Haustür flog auf.

Eine breite Lichtbahn fiel nach draußen, schattenhafte Gestalten tauchten auf – und Bill blieb nur noch übrig, blindlings und blitzartig seinem Instinkt zu folgen.

Wie eine Schlange ließ er sich in den Lichtschacht gleiten.

Seine Zähne pressten sich zusammen, bis die Kiefernmuskeln schmerzten. Wenn die Kerle seinetwegen aus dem Haus gekommen waren, würden sie ihn zweifellos finden. Und dann saß er in dem engen Schacht so hoffnungslos in der Falle wie ein Kaninchen.

Schweiß trat ihm auf die Stirn, er lauschte gespannt – doch sein Instinkt hatte ihn offenbar nicht getrogen.

Die Ledermänner machten keinerlei Anstalten, eine Suchaktion einzuleiten.

»Auf eure Posten«, sagte eine Stimme. »Ihr wisst, was ihr zu tun habt, wenn sich jemand hierher wagt.«

»Tod unseren Feinden!«, murmelte ein zweiter Mann.

Und andere Stimmen fielen ein, monoton wie ein Echo: »Tod unseren Feinden! Tod! Tod…«

Schöne Aussichten, dachte Bill Fleming sarkastisch.

Offenbar war es nur seiner Schnelligkeit zu danken, dass er den Park hatte durchqueren können, ehe die Wächter zurückkamen. Bis zum Haus hatte er es geschafft. Mit dem Rückweg würde es zwar Schwierigkeiten geben – aber das sollte im Moment seine geringste Sorge sein. Er wartete, bis sich die Schritte der Ledermänner entfernt hatten, dann drehte er sich vorsichtig in dem engen Schacht um und probierte, ob sich das Fenster mit dem Fliegengitter nach innen drücken ließ.

Es klappte beim dritten Versuch.

Knirschend gab der Riegel nach, der Fensterflügel schwang auf.

Sekundenlang schauderte Bill zurück vor der modrigen Grabesluft, die ihm entgegenwehte. Er unterdrückte einen Fluch. Vorsichtig schob er die Beine durch das Fenster, stieß sich ab und ließ sich kurz entschlossen in die gähnende Finsternis fallen.

Er landete glatt auf einem nackten Steinfußboden.

In den nächsten Minuten entdeckte er wieder einmal einen Punkt, in dem sein Freund Zamorra Recht hatte: Der Mensch tat wirklich gut daran, in allen Lebenslagen eine Taschenlampe bei sich zu haben. Da Bill diese Einsicht zu spät kam, blieb ihm nichts übrig, als mühsam die Wände abzutasten. Das war langwierig – und es war überdies auch nervenaufreibend, weil Bill sich in dieser totalen Finsternis alles andere als wohl fühlte.

Nach einer knappen Minute fand er die Tür. Er ertastete Holzbohlen, Eisenbeschläge, einen Riegel, der sich mit einiger Mühe lösen ließ. Die Tür quietschte erbärmlich in den Angeln. Bill zog sie trotzdem auf, weil er keine Wahl hatte, wenn er weiterkommen wollte – aber er konnte nicht verhindern, dass ihm ein kalter Schauder über den Rücken rann.

Ein kurzer, kahler Gang lag vor ihm. Eine Fackel, die in einem Wandhalter steckte, spendete flackerndes Licht. Bill ließ den Blick schweifen. Dass hinter der Tür auf der linken Seite Geronimo Morgues dämonische Kultstätte lag, konnte der Eindringling nicht ahnen – aber er glaubte sich zu erinnern, dass Nicoles Schrei von rechts gekommen war.

Auch dort gab es eine Tür an der Stirnwand des Ganges.

Sie war nur angelehnt. Zu Bills Erleichterung bewegte sie sich völlig lautlos in den Angeln. Ein quadratischer Treppenabsatz lag dahinter. Links führten die Stufen aufwärts, in die Halle des Hauses vermutlich – rechts ging es weiter nach unten in ein zweites, noch tiefer gelegenes Kellergeschoss.

Bill Fleming entschied sich für die letzte Möglichkeit.

Seine Kehle war trocken, als er die Treppe hinunterhuschte. Zwölf Stufen – dann versperrte erneut eine schwere Tür den Weg. Bill hatte inzwischen ein Stadium eiskalter Spannung erreicht, in dem er zielstrebig vorging und sich nicht mehr mit Zögern und Überlegen aufhielt. Er hob den massiven Riegel, öffnete die Tür, trat über die Schwelle – und blieb stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen.

Ein hallenartiges Gewölbe lag vor ihm.

Er sah Nicole. Mit Ketten war sie an die gegenüberliegende Wand gefesselt. Nackt… Der Schlüssel für die breiten Metallschellen hing neben ihr an einem Nagel, doch er wirkte wie Hohn. Nicole konnte nicht nach ihm greifen, und für Bill war er ebenfalls unerreichbar – denn zwischen ihm und der jungen Frau wurde das Gewölbe zweimal von dicken Gitterstäben geteilt, und innerhalb dieses Käfigs bewegte sich lautlos und geschmeidig ein mächtiger Schatten.

Bill fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen.

Mechanisch sah er sich um, nahm Einzelheiten in sich auf. Ein Tiger! Ein echter sibirischer Tiger! Das gab es nicht, das war ein Albtraum, das konnte es nicht geben! Und doch war dieser drohende gestreifte Schatten da, kam näher, rieb sich an den klirrenden Gitterstäben, und sein leises, grollendes Fauchen beseitigte Bills letzten Zweifel.

Er schluckte hart.

Mühsam riss er sich zusammen und versuchte, vernünftig zu überlegen. Ein Tiger war schließlich eine reale Gefahr, war etwas, mit dem man irgendwie fertig werden konnte. Ob sein Besitzer ihn auf Menschen abgerichtet hatte? Bill glaubte es nicht. Die gestreifte Bestie war ohnehin Drohung genug, um jeden Eindringling abzuschrecken. Und wenn er sich irrte, wenn er tatsächlich einen der ganz wenigen echten Menschenfresser vor sich hatte, dann würde er es merken, sobald er das Tor in dem stabilen Gitter auch nur anfasste.

Er biss die Zähne zusammen. Mit zwei Schritten überbrückte er die Entfernung zwischen der Tür und den Eisenstäben – und erst in dieser Sekunde schien Nicole ihn zu bemerken.

Ihr Kopf flog hoch.

Die schönen braunen Augen weiteten sich, wurden ganz hell, fast wie alter Whisky. Ihre Lippen zitterten.

»Bill! Mein Gott, Bill!« Sie flüsterte nur, aber jedes Wort hallte von den hohen Wänden wider. »Ich wusste, dass Sie kommen würden, ich…«

»Gibt es einen zweiten Zugang?«, unterbrach er sie heiser.

Sie schüttelte den Kopf. Eben noch war Hoffnung in ihren Augen aufgekeimt, jetzt kam ihr wieder die Aussichtslosigkeit ihrer Lage zu Bewusstsein. »Sie müssen fliehen, Bill! Holen Sie Hilfe! Schnell!«

»Nicht ohne dich, Mädchen«, murmelte er vor sich hin, während er

endgültig an die Gittertür herantrat und nach dem Riegel tastete.
»Nein, Bill!« Nicoles Stimme klang hoch vor Furcht. »Das dürfen Sie nicht! Der Tiger wird Sie zerreißen! Er ist wild, nicht gezähmt. Ich weiß es! Die Kerle haben es gesagt, sie…«
»Ruhig«, murmelte Bill beschwörend. »Wenn das Tier wirklich noch wild ist, kann nicht viel passieren. Und jetzt kein Wort mehr! Wenn uns jemand hört, ist es aus!«
Nicole presste die Lippen so hart aufeinander, dass sie weiß wurden.
Bill lächelte ihr zu – dann hatte er keine Zeit mehr, sich um sie zu kümmern. Schweiß prickelte auf seiner Haut, als er den Riegel hob und die Tür aufzog. Sein Blick bohrte sich in die Lichter des Tigers.
Das Tier hatte sich an die gegenüberliegende Gitterwand zurückgezogen, strich unruhig hin und her, und seine Schwanzspitze zuckte nervös, als mit einem leisen Klirren die Käfigtür zufiel.
Bill Fleming verharrte einen Moment.
Nervenkraft war alles, was er jetzt brauchte. Er hatte einmal einen professionellen Dompteur kennen gelernt, als er während seiner Studienzeit bei einer Zeitung arbeitete. Seitdem wusste er, wieso Menschen einen Tigerkäfig betreten konnten, ohne augenblicklich gefressen zu werden. Auch Raubtiere hatten ihre bestimmten, vorausberechenbaren Verhaltensweisen. Verhaltensweisen, die sie zum Beispiel dazu brachten, je nach Nähe des Feindes entweder zu fliehen oder anzugreifen. Fluchtdistanz und kritische Distanz nannten das die Fachleute, und Bill konnte sich auch dunkel daran erinnern, wie das in der Praxis aussah.
Die Bogenpeitsche, die rechts von ihm an der Wand hing, kam ihm wie gerufen.
Er glitt hinüber, griff danach. Der Tiger verfolgte seine Schritte vollkommen reglos. Er stand ausgerechnet, wo die zweite Gittertür aus dem Käfig zu Nicole führte, aber Bill war zumindest theoretisch klar, wie er ihn von dort vertreiben konnte.
Theoretisch, dachte er bitter.
Theorie war grau – und dies hier konnte leicht blutige Wirklichkeit werden. Er biss die Zähne zusammen, wog prüfend die Peitsche in der Hand. Zuerst wollte er ausholen, die Schnur durch die Luft sausen lassen – aber dann verzichtete er darauf, weil er nicht riskieren wollte, außer der Fluchtdistanz auch gleich noch die kritische Distanz zu unterschreiten und einen Angriff der Katze zu provozieren.
Als er einen Bogen schlug und langsam auf den Tiger zuging, war sein Hemd so nass, dass man es hätte auswringen können.
Er verfluchte den Umstand, dass er den Revolver im Hotelzimmer gelassen hatte. Verbissen ging er weiter, streckte die Hand mit dem kurzen Peitschenstil nach vorn und ließ die Schnur schleifen. Immer näher kam er dem Tiger. Die Nackenhaare des Tieres sträubten sich.

Geduckt wich es gegen die Wand zurück, fauchte leise und die Schwanzspitze peitschte nervös.
Bill spürte die jähe Spannung.
In einem Anfall von Galgenhumor produzierte er ein verzerrtes Grinsen. »An mir verdirbst du dir den Magen, mein Junge«, flüsterte er, bevor er den nächsten Schritt machte.
Der Tiger zuckte hoch.
Mit einem geschmeidigen Sprung warf er sich zur Seite, hetzte in langen Sätzen durch den Käfig und verharrte in der entgegengesetzten Ecke des Raumes. Bill schluckte trocken. Fast ungläubig registrierte er, dass die Sache mit der Fluchtdistanz tatsächlich funktioniert hatte – und dass der Weg frei war.
Er wischte sich den Schweiß aus den Augen.
Zu Erleichterung bestand noch kein Anlass, das wusste er. Mit langsamen Bewegungen ging er zu der zweiten Gittertür, griff zwischen den Stäben hindurch, um von außen den Riegel zu lösen, und schob ihn Sekunden später wieder in seine Verankerung.
»Bill!«, flüsterte Nicole. »Oh Bill, Bill…«
»Nur keine Aufregung!« Er lächelte, obwohl sein Gesicht so weiß wie ein Blatt Papier war. »Ich hoffe, der Schlüssel passt. Moment mal!«
Der Schlüssel passte tatsächlich zu Nicoles Fesseln, Sekunden später war sie die Ketten los. Aufstöhnend taumelte sie gegen Bill und klammerte sich an ihn, als wolle sie ihn nie mehr loslassen.
Dass sie nur Nagellack trug, fiel ihr erst wieder ein, als sie sich ein wenig beruhigt hatte.
Glühende Röte übergoss ihr Gesicht. Im ersten Impuls machte sie eine Bewegung, um ihre Blöße zu bedecken. Dann sah sie ein, dass es sinnlos war. Die charakteristische V- förmige Falte erschien über ihrer Nasenwurzel, und sie atmete so tief, dass die Spitzen der kleinen, festen Brüste wippten.
»Ich kann's nicht ändern«, sagte sie entschlossen. »Angesichts eines Tigers, eines Wahnsinnigen und einer Kidnapperbande ist die Bekleidungsfrage zweitrangig. Ich hoffe, Sie sind ein Kavalier und sehen weg, Bill.«
»Ich werde garantiert nur den Tiger ansehen«, brummte Bill. Und das war ihm sogar ernst angesichts der lebensgefährlichen Drohung.
In kurzen Worten erklärte er Nicole, worauf es ankam, dann griff er nach ihrem Arm, zog sie vorsichtig in den Käfig und packte mit der Rechten die Peitsche fester.
Sie kamen unbehelligt durch den Käfig.
Unbehelligt erreichten sie auch die Tür des Gewölbes, unbehelligt kletterten sie die Stufen hinauf – aber auf dem kleinen Treppenabsatz passierte es.
Geronimo Morgue stand auf halber Höhe der Stufen, die nach oben

führten.
Er stand ganz ruhig da, hoch aufgerichtet und starr, als habe er gewartet. Die dünnen Lippen lächelten, schmale bernsteinfarbene Augen funkelten unter schrägen Brauen – und der Blick dieser gelben Raubtieraugen schien Bill Fleming wie eine Sonde in den Schädel zu dringen.
Die Umgebung verschwamm.
Bill wollte sich herumwerfen, reagieren, etwas tun – doch er vermochte es nicht. Schwärze hüllte ihn ein. Die Welt schien zu versinken, wurde gegenstandslos. Nichts war mehr da. Nichts außer diesen gelben, glühenden, unheimlichen Augen, deren magischem Bann er sich nicht entziehen konnte…

***

Alban de Bayard übernahm die Führung. Ob er den Ort kannte, ob irgendeine übernatürliche Kraft seine Schritte lenkte – Zamorra wusste es nicht. Der kurze Weg durch den Wald war voller Wunder.
Fremdartige, überirdisch schöne Blüten wiegten sich an Ranken.
Klare Quellen sprudelten, im Wasser huschten schattenhafte Gestalten, leuchteten die geschmeidigen Leiber schöner Nymphen. Ein steter, leise singender Wind bewegte Bäume und Gras, und einmal glaubte Zamorra, ganz kurz zwischen wuchernden Sträuchern das lachende, hässliche Gesicht eines bockfüßigen Pan zu sehen.
Über steile Felsen führte der Weg bergan. Der Aufstieg war leicht, immer wieder öffneten sich breite Steinterrassen, türmten sich die Klippen zu natürlichen Stufen. Der Eingang der Höhle, die sie suchten, tauchte ganz plötzlich vor ihnen auf. Zwei hochragende Felsennadeln flankierten ihn, der Stein bildete einen sanften, vollendeten Bogen, und dahinter schimmerte der Anfang eines Ganges in geheimnisvollem phosphoreszierendem Licht.
Zamorra blieb stehen, fasziniert von dem Anblick.
Auch Alban de Bayard verharrte – und im gleichen Moment hörten sie hinter sich ein Geräusch, das binnen Sekunden zu einem gewaltigen Brausen anschwoll.
Der Professor wandte den Kopf – und zuckte zusammen.
Von seinem Platz aus konnte er weit über das Meer sehen. Eine Welle türmte sich empor, schwarz und bedrohlich im verschwimmenden Dunst. Immer höher wuchs sie, unheimlich, gischtgekrönt, immer näher kam sie dem Ufer – und Zamorra krampfte in jähem Begreifen die Hände zusammen.
Die Riesenwelle rollte auf die Insel zu. Wie die Pranke eines gigantischen Raubtieres schlug sie auf den Strand, zog sich gischtend und fauchend zurück – und hinterließ die Trümmer eines zerschmetterten, buchstäblich in Fetzen geschlagenen Bootes.

Zamorras Nackenhaare sträubten sich.

Er blickte zu seinem Begleiter hinüber.

Auch Alban de Bayard hatte dem Vernichtungswerk zugesehen, doch sein ruhiges, ebenmäßiges Gesicht zeigte keine Überraschung.

»Die Mächte der Tiefe«, sagte er leise. »Sie haben zurückgeschlagen…«

»Und wie sollen wir die Insel wieder verlassen, Alban?«

Er hob die Schultern. »Wir werden sie verlassen müssen. Niemand kann länger als eine Nacht und einen Tag auf Avalon bleiben. Merlin, der den Verirrten Schutz gab, ist lange verschollen. Das Reich der Dämonen ist groß, Zamorra. Es hat sein Paradies und seine Hölle, und es duldet niemanden in seinem Paradies, den es nicht gerufen hat.«

»Gibt es einen anderen Weg als den über das Meer?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht wird die sprechende Quelle uns den Weg weisen. Vielleicht… Versuchen wir es!«

Zamorra nickte.

Schweigend traten die beiden Männer auf die Höhle zu, tauchten in den unwirklichen Lichtschein der Grotte. Ein breiter, gewölbter Gang führte tiefer in den Berg hinein. Ganz deutlich spürte Zamorra, wie das Silber des Amuletts zu leben begann, und er hatte den Eindruck, dass überall an ihrem Weg winzige Lichtpunkte an den Wänden aufglimmten, um ihnen zu leuchten.

Er wusste nicht, wie lange sie gegangen waren, als sie eine Stelle erreichten, wo die Felsen einen natürlichen Torbogen bildeten.

Eine große Grotte tat sich auf. Links und rechts glänzten die Steine wie dunkler Marmor, die Decke verlor sich in gestaltloser Dunkelheit. Die phosphoreszierenden Funken waren erloschen, und dennoch erfüllte ein eigentümliches grünliches Licht die Höhle, das von überall zugleich, vielleicht aus der Luft selber zu kommen schien und die Männer einhüllte.

Zamorra wollte weitergehen – doch sein Schritt stockte, als er das eigentümliche Zischen und Fauchen hörte.

Dicht vor ihm schwebte plötzlich eine graue Rauchwolke in der Luft. Sie verdichtete sich, wurde dunkler, fast schwarz. Glühende Augen bildeten sich in ihrem Zentrum, weiße, blitzende Zähne.

Einen Moment lang verharrte die unheimliche Erscheinung reglos – und Zamorra hatte das Gefühl, dass die Augen genau auf das Amulett starrten.

Die Glut in den Pupillen erlosch.

Die Augen verschwanden, als hätten sich unsichtbare Lider darübergesenkt; der Rauch löste sich auf, und beim nächsten Atemzug erinnerte nur noch ein schwacher Schwefelgeruch an die Erscheinung.

»Die heilige Quelle«, sagte Alban de Bayard leise.

Er wies auf die Felsen, die im Hintergrund der Grotte eine Art Schale

bildeten. Schwarz war der Stein, und schwarz war das Wasser. Ein unergründlicher, seit Jahrhunderten unberührter Spiegel, dunkel und fremdartig, drohend – und zugleich von einer seltsamen, unwiderstehlichen Verlockung, die sich Zamorra nicht erklären konnte. Reglos blieb er stehen, mit klopfendem Herzen, und blickte in die düstere, bodenlose Tiefe hinab.

»Berühre das Wasser mit dem Amulett«, sagte Alban leise. »Du brauchst nicht zu sprechen. Wenn die heilige Quelle uns Antwort geben will, wird sie unsere Gedanken lesen und unsere Fragen kennen.«

Zamorra nickte langsam.

Vorsichtig löste er das Amulett von seinem Hals, fasste es an der dünnen Kette. Behutsam senkte er sie über das Wasser – und hielt den Atem an, als der Talisman den schwarzen Spiegel berührte.

Es gab keine Wellen.

Reglos wie zuvor lag die Oberfläche des kleinen Sees. Aber rings um das Amulett begann ein seltsames Leuchten, breitete sich aus und verwandelte binnen einer Minute das schwarze Wasser in reines, schimmerndes Silber.

Es war ein Spiegel, in den sie blickten.

Aber er warf nicht ihre Gestalten zurück und auch nicht die Decke der Höhle. Er zeigte ein anderes Bild, eine andere Zeit.

Verschwommen tauchten Wände auf. Nicht der schwarze Felsen der Grotte, sondern graue Steinquader. Da waren Eisenstäbe, glänzend im Licht. Ein Tiger warf sich dagegen, wild, mit aufgerissenem Rachen, doch in gespenstischer Lautlosigkeit. Hinter dem Gitter stand eine Gestalt an der Wand, war mit schweren Ketten gefesselt – und Zamorra hatte das Gefühl, als ob das Blut in seinen Adern zu Eis gefriere.

»Nicole«, flüsterte er. »Nicole…«

Über einen Abgrund aus Raum und Zeit hinweg schien sie ihn anzusehen, die Augen aufgerissen vor Entsetzen. Ihre Lippen bewegten sich. Dann schloss sie die Lider, das Bild verschwamm, und ein anderes Gesicht schob sich dazwischen.

Hagere, knochige Züge.

Eine gebogene Nase, dünne Lippen und grausame gelbe Augen unter schrägen Brauen. Der Mund verzerrte sich, gab spitze, blendend weiße Zähne frei…

Alban de Bayard holte tief Atem.

»Geronimo Morgue«, sagte er leise. »Der Herr der Wölfe! Er muss über Jahrhunderte hinweg auf seine Rache gewartet haben. Ihn tötete ich damals mit dem Schwert des Feuers. Die Bestien, über die er gebot, verbannte ich in eine Höhle. Er aber sprach einen Fluch, den ich nicht lösen konnte. Für alle Ewigkeit sollten die Bestien

weiterleben. Demjenigen, der sie in ferner Zukunft befreite, sollten sie dienen, und so ist es geschehen. Du hast die Wölfe vernichtet, Zamorra. Aber für Geronimo Morgue war der Tag der Rache gekommen. Er raubte dir das Schwert…«

»Und wo können wir ihn finden, Alban?«

Wie als Antwort auf die Frage veränderte sich das Bild im Spiegel erneut.

Ein Haus tauchte auf.

Schmale Bogenfenster, Erker und Türme. Die Wildnis eines Parks, der unberührt von Menschenhand wucherte.

»Das Schwarze Haus«, sagte Alban leise. »Ich weiß, wo es liegt. Ich kann es dir zeigen…«

Zamorra schloss für einen Moment die Augen.

Immer noch berührte das Amulett das Wasser. Der Professor bemühte sich, seine Gedanken auf die Frage zu konzentrieren, wie sie die Insel wieder verlassen konnten.

Ein paar Sekunden vergingen – dann erhob sich ein leises Rauschen.

Das Licht schien heller zu werden, erfüllte die Grotte mit goldenem Widerschein. Eine Stimme begann zu sprechen, dunkel, raunend, beschwörend – nur wenige Worte.

»Trinkt von dem heiligen Wasser! Die sprechende Quelle wird euch sicher in eure Heimat geleiten, wird euch schützen vor den Mächten der Finsternis. Trinkt…«

***

Gegen zwei Uhr nachts betrat Alain Valonne sein Apartment in einem Neubaugebiet am Stadtrand von Paris.

Valonne fühlte sich müde. Er war in leitender Stellung bei der Sûreté tätig und hatte einen harten Einsatz hinter sich. Der drahtige grauhaarige Kriminalbeamte verließ den Lift, ging eilig durch den langen Flur und suchte in seinen Taschen nach dem Schlüssel.

Nichts warnte ihn.

Da das Schloss mit den magischen Mitteln eines Dämons aufgesprengt worden war, gab es weder Kratzer noch sonstige Spuren. In der Diele herrschte Dunkelheit. Alain Valonne drückte die Tür hinter sich zu, hob die Hand und wollte nach dem Lichtschalter tasten.

In der gleichen Sekunde spürte er die Bewegung neben sich.

Er zuckte zusammen, wollte herumwirbeln – zu spät! Ein harter Gegenstand traf seinen Nacken. Valonne konnte nicht wissen, dass es ein kurzer Holzknüppel war – aber er spürte den Schmerz wie eine feurige Lohe, taumelte einen Schritt nach vorn und brach in die Knie.

Wie durch eine Schicht Watte drang höhnisches Gelächter an sein Ohr.

Undeutlich spürte er Bewegungen. Alain Valonne war ein harter

Mann – und er brachte es auch in dieser Situation fertig, Schwäche und Schmerzen niederzukämpfen.

Mit einer blitzartigen Bewegung federte er herum.

Seine Hand zuckte zur Schulterhalfter. Kühl spürte er den Griff des Revolvers auf der Haut, riss ihn hervor – und im gleichen Atemzug flammte über ihm das Licht auf.

Für den Bruchteil einer Sekunde war er geblendet.

Seinen Gegnern genügte die winzige Zeitspanne, um ihm mit Wucht die Waffe aus der Hand zu treten. Der Revolver prallte gegen eine Glasvase, Scherben klirrten und prasselten auf den Boden. Instinktiv warf sich Valonne herum – und nur dadurch entging er dem zweiten Schlag mit dem Holzknüppel, der seinen Schädel hatte treffen sollen.

Alain Valonne hatte schon die Vierzig überschritten, aber er war austrainiert bis unter die Haut.

Geschickt wie eine Katze rollte er durch die Diele. Dicht an der Wand kam er wieder hoch – und diesmal hatte er freie Sicht auf seine Gegner.

Männer in schwarzem Leder.

Ein halbes Dutzend oder mehr…

Sie drängten sich in der Diele, alle mit kurzen Holzknüppeln bewaffnet, und der Kriminalbeamte begriff glasklar, dass er nicht die leiseste Chance hatte, wenn sie gemeinsam über ihn herfielen.

Hinter ihm stand die Tür zum Wohnzimmer offen.

Mit einem mächtigen Satz schnellte er hindurch. Er landete auf dem Rücken, rollte über die Schulter ab, kam auf die Knie – aber er schaffte es nicht mehr, wieder aufzuspringen und zum Telefon zu laufen.

Die Ledermänner hatten blitzartig reagiert.

Wie ein Sturzflug kamen sie aus der Diele. Gesichter verzerrten sich, Knüppel fuhren hoch und sausten nieder. Den ersten Hieben wich Valonne aus, einen der Angreifer konnte er mit einem gezielten Karateschlag zurückwerfen – aber dann waren sie alle gleichzeitig über ihm und droschen ihn erbarmungslos zusammen.

Was danach geschah, bekam er nur undeutlich mit, obwohl er schon nach wenigen Minuten das Bewusstsein wiedererlangte.

Dunkel begriff er, dass er zurückgelehnt in einem seiner Sessel saß. Fäuste umklammerten seine Arme, doch das spürte er kaum.

Da waren zwei Augen!

Valonne kniff die Lider zusammen, sah genauer hin. Die Gestalt vor ihm verschwamm, wirkte seltsam undeutlich. Nur die Augen nahm er wahr. Gelbe Raubtieraugen, die von innen her zu glühen schienen. Sie starrten ihn an, drangen tief in ihn ein, zerbrachen die unsichtbaren Barrieren seines Willens, und Valonne spürte, wie ihm unter dem zwingenden Blick dieser Augen plötzlich alles andere gleichgültig

wurde.

Er sah das Schwert – aber er empfand keine Angst.

Dicht vor seinem Gesicht funkelte die breite Klinge. Immer näher kam sie. Unaufhaltsam, drohend. Schon berührte die nadelscharfe Spitze Valonnes Stirn – und er spürte einen schwachen, fernen Schmerz, der sein Bewusstsein nicht erreichte.

»Du gehörst jetzt mir«, hörte er eine Stimme. »Du bist mein Sklave. Du wirst gehorchen…«

»Ja«, murmelte Valonne. »Ich werde – gehorchen…«

»Knie nieder!«

Alain Valonne – oder das, was noch vor wenigen Minuten Valonne gewesen war – zögerte keine Sekunde. Wie ein Schlafwandler erhob er sich von dem Sessel, trat auf die hoch gewachsene Gestalt in dem schwarzen Umhang zu und sank auf die Knie. Mit demütig geneigtem Kopf erwartete er weitere Befehle.

Geronimo Morgue lächelte triumphierend. Seine gelben Augen funkelten. Dies hier würde sein Meisterstück werden, die Generalprobe für alles Kommende. Ein Kriminalbeamter! Ein Mann, der sein Leben lang kompromisslos gegen das Verbrechen gekämpft hatte! Er, Geronimo Morgue, würde diesen Mann in eine mordende Bestie verwandeln, die Angst und Schrecken verbreitete…

Seine Stimme hob sich, klang knapp und scharf wie ein Peitschenhieb. »Du wirst töten, Alain Valonne!«, rief er. »Von heute an wirst du dir nichts anderes mehr wünschen als zu töten. Nicht irgendjemanden, Valonne! Die Schwachen und Hilflosen! Kinder wirst du töten! Hörst du, Valonne? Kinder, kleine Kinder!«

Und leise, wie ein Echo, die Stimme des Opfers: »Kinder… ja … Ich werde – töten … Die Kinder …«

***

»Trinkt von dem heiligen Wasser«, wiederholte Zamorra leise.

Alban de Bayard nickte. Er zögerte nicht einen Augenblick. Rasch beugte er sich nieder, schöpfte etwas von dem Wasser mit der hohlen Hand und führte es an die Lippen.

Zamorra folgte seinem Beispiel.

Er hatte sich das Amulett wieder um den Hals gehängt, und der kleine See zu seinen Füßen war so schwarz und ruhig wie vorher.

Auch als der Professor seine Rechte hineintauchte, gab es nicht die geringste Bewegung. Es war, als greife seine Hand in schweres Quecksilber.

Er zögerte einen Moment, kämpfte gegen die instinktive Furcht, die ihn vor dem Unbekannten zurückscheuen ließ, dann nahm auch er einen Schluck von dem klaren, eiskalten Wasser.

Sein Herz hämmerte, als er sich wieder aufrichtete.

Irgendetwas würde geschehen, das wusste er. Aber was? Er sah Alban de Bayard an. Der Kreuzritter stand ruhig da, hoch aufgerichtet. Sein langer weißer Mantel leuchtete im ungewissen Licht und…

Die Gestalt verblasste.

Er löste sich auf, verschwand. Fassungslos starrte Zamorra auf die Stelle, wo sein Begleiter eben noch gestanden hatte – und im nächsten Sekundenbruchteil hatte er das Gefühl, in der Luft zu schweben.

Er sah an sich herunter. Das heißt – er wollte an sich heruntersehen. Da war nichts mehr. Zamorra spürte weder seine Arme noch seine Beine, die Höhle um ihn verdunkelte sich und…

Verdunkelte sich wirklich die Höhle?

Oder waren es Zamorras Augen, die nichts mehr wahrnahmen?

Hatte er sich in Luft aufgelöst, genau wie Alban de Bayard? Und befand er sich bereits auf einer anderen, gefährlicheren Reise?

Das Gefühl des Schwebens verstärkte sich.

Schwindel ergriff ihn. Er wollte die Augen öffnen, doch in irgendeinem klaren, losgelösten Teil seines Geistes verstand er, dass das nicht möglich war. Er sah nicht mehr, hörte nichts. Um ihn war die dunkle, unklare Empfindung von Raum, tiefem, unendlichem, grenzenlosem Raum, aber er schwebte darin als einsames, losgelöstes Bewusstsein ohne Körper und Sinne.

War dies der Tod?

War es der schreckliche und seltsame Augenblick, in dem die Seele den Körper verlässt und…

Er hörte auf zu denken.

Die Angst, die ihn in diesen Sekunden packte, war zu maßlos und überwältigend, als dass ein menschliches Wesen sie hätte ertragen können. Ein greller Blitz schnitt durch sein isoliertes Bewusstsein, erlosch im nächsten Moment wie eine Flamme, und dann blieb nur noch das Gefühl des Stürzens in schwarze, bodenlose Unendlichkeit…

Ganz langsam fand sein Geist wieder in die Wirklichkeit zurück.

Er spürte, dass er stand.

Ein Zittern durchlief ihn – ein unzweifelhaft körperliches Zittern.

Mühsam öffnete er die Augen und sah an sich hinab.

Nichts hatte sich verändert.

Er war in seinen Körper zurückgekehrt. Oder besser – sein Körper selbst war zurückgekehrt – aus irgendeiner Sphäre, die noch tiefer, noch ferner lag als das Reich der Dämonen. Nichts war mehr zu sehen von den Spuren des Kampfes mit dem Riesenkraken, nichts mehr zu spüren von dem feinen Sand, den er auf der Haut gefühlt hatte. Zamorra hob den Kopf, sah sich um – und begriff, dass er sich wieder in der Gruft unter der Burg der Adler befand.

Alban de Bayard stand hoch aufgerichtet neben seinem Sarg. Knochenfinger schoben den Deckel beiseite, das Gerippe richtete sich

auf – bereit, sich wieder mit seinem Geist zu verbinden. Albans Gestalt verblasste, wurde wieder zur durchsichtigen Projektion. Seine Rechte hob sich zu einer Geste des Bedauerns.

»Ich kann dich nicht begleiten, Zamorra«, sagte er. »Geronimo Morgue musst du allein besiegen. Ich gehöre der gleichen Welt an wie er. Und einem Wesen unserer Welt ist es verwehrt, in den Bereich eines anderen Wesens einzudringen, mit dem ihn nichts verbindet.«

Zamorra nickte.

»Ich werde ihn besiegen«, sagte er. »Noch heute Nacht werde ich das Schwarze Haus besuchen. Ich werde Geronimo Morgue vernichten und Nicole befreien, ich werde das Schwert des Feuers wieder in die Hand bekommen und dir deinen Frieden zurückgeben, Alban.«

»Ich danke dir, mein Freund. Ich danke dir schon jetzt, denn ich weiß, dass du alles tun wirst, was in deiner Macht steht. Auf bald…«

Er neigte den Kopf.

Zamorra erwiderte die Geste. Dann wandte er sich ab, stieg die steinernen Stufen hinauf und stemmte mit der Schulter mühsam die schwere Falltür hoch, weil ihm diesmal niemand von außen zur Hilfe kam.

Ein paar Sekunden später verließ er die verfallene Kapelle.

Vor ihm lagen die uralten Trümmer der Ruine im Mondlicht. Die Vision einer strahlenden, wehrhaften Adlerburg war zerstoben.

Aber als Zamorra die Hügelkuppe überquerte, um zu seinem Wagen zurückzugehen, glaubte er für einen Moment, ganz leise das ferne Tremolo des Harfenspiels zu hören…

***

Nicole Duval hatte das Gefühl, einen entsetzlichen Albtraum zu erleben, aus dem es kein Erwachen gab.

Immer noch stand sie an der Wand, mit erhobenen Armen und angekettet. Die Kälte der Steinquader schien ihr bis auf die Haut zu dringen. Sie zitterte an allen Gliedern. Entsetzen und Schmerz waren längst in Apathie gemündet, und das wütende Fauchen des Tigers hinter den Gitterstäben hörte sie kaum noch.

Geronimo Morgue brauchte nicht an der Bestie vorbei, wenn er seine Gefangene sehen wollte, das wusste sie bereits.

Und sie kannte auch das eigenartige schwefelgelbe Licht, das jetzt wieder dicht vor ihr in der Luft flimmerte. Erschöpft und verzweifelt schloss sie die Augen – und als sie sie wieder öffnete, stand der dämonische Magier vor ihr.

Er hielt das Schwert in der Rechten.

Jenes Schwert, das ihn vor Jahrhunderten getötet hatte, das nun wieder in seine Hände gelangt war und das ihm die Fähigkeit verlieh, Rache zu nehmen – nicht nur an seinem Gegner von damals, sondern

an der gesamten Menschheit.
Seine gelben Augen funkelten.
Noch hatte er Nicole nicht unter seinen Willen gezwungen, nicht in seinen Bann geschlagen. Auch so war sie ihm ausgeliefert – und er weidete sich an der Angst seines hilflosen Opfers. Mit einem satanischen Lächeln hob er das Schwert, berührte Nicoles Hals mit der Spitze und fuhr sanft und spielerisch über ihren nackten, bebenden Körper.
Nicoles Atem ging schnell und kurz.
»Sie Bestie!«, keuchte sie. »Was haben Sie mit Bill gemacht? Was…«
Die schrägen Brauen des Magiers zuckten hoch. »Meinst du den Narren, der dich befreien wollte?« Er lächelte, und seine Augen verengten sich zu Schlitzen. »Er wird sterben. Er und dieser andere, dieser Professor, der sich anmaßt, stärker zu sein als ich.« Für einen Moment verzerrte sich Morgues Gesicht zu der Fratze des Dämons, der er war, und blinder Hass loderte aus seinen Augen. Dann glätteten sich seine Züge wieder zu einer triumphierenden Maske.
»Auch du wirst sterben«, sagte er lächelnd. »Aber noch nicht sofort. Du wirst mir angehören, verstehst du? Als Brautgeschenk werde ich dir die Köpfe deiner Freunde zu Füßen legen, und dann bist du mein. Wenn du dir Mühe gibst, mir zu gefallen, kannst du sogar am Leben bleiben. Vielleicht lasse ich dich einen Zwitter zur Welt bringen, einen Halbdämon – des großen Geronimo Morgues echten Sohn. Vielleicht…«
Nicole war unfähig, den grauenhaften Worten noch länger zuzuhören.
Ihre Augen brannten vor Entsetzen. Sie zitterte wie Espenlaub. In einer verzweifelten, hilflosen Geste der Verachtung spie sie dem Magier mitten in das triumphierende, verzerrte Gesicht.
Eine Sekunde lang sah es so aus, als wolle Geronimo Morgue sie mit dem Schwert durchbohren.
Nur mit Mühe beherrschte er sich.
Ein tiefer, hasserfüllter Atemzug kam aus seiner Kehle, und mit einem blitzschnellen Schritt glitt er dicht an Nicole heran.
»Du wirst noch auf Knien liegen«, flüsterte er. »Du wirst alles tun, was ich sage. Freiwillig wirst du mir gehören! Freiwillig!«
Der Schlag, zu dem er ausholte, traf Nicoles Schläfe mit geballter Wucht und löschte von einer Sekunde zur anderen ihr Bewusstsein aus…

***

»Cognac! Doppelt! Schnell, bitte…«
Der Barkeeper warf Alain Valonne einen prüfenden Blick zu und beeilte sich, das Gewünschte zu servieren. Der Kriminalbeamte kippte

den Cognac hinunter. Schweiß stand auf seiner Stirn. Sein Kopf schmerzte, er hatte eine Platzwunde im Nacken, ihm war klar, dass irgendetwas passiert war – aber er konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern. In seinem Gedächtnis klaffte eine Lücke. Er wusste, dass er zu seiner Dienststelle fahren und sich mit seinen Kollegen in Verbindung setzen musste, um Klarheit in die Angelegenheit zu bringen. Er hatte das auch fest vor. Aber jedes Mal, wenn seine Gedanken gerade den Entschluss formten, sank ein Vorhang über sein Gehirn, die Umgebung verschwamm, und er kam vollkommen verwirrt an einem anderen Ort wieder zu sich.

Der Cognac belebte ihn. Nach dem zweiten Glas fühlte er sich etwas besser. Er zahlte, verließ die schmutzige Bar am Place Pigalle und versuchte, draußen in der klaren, kühlen Nachtluft vernünftig zu überlegen.

Er hatte etwas Wichtiges vergessen, das spürte er genau.

Er musste etwas tun, er musste… Zu seiner Dienststelle gehen?

Nein, das war es nicht.

Er wischte sich über die Stirn, als könne er mit dieser Geste jeden Gedanken an seinen Beruf verscheuchen. Es war etwas anderes! Etwas Wichtiges, das er vergessen hatte und das er jetzt dringend erledigen musste. Er spürte es mit jeder Faser seiner Nerven, spürte es wie einen quälenden, unentrinnbaren Zwang.

Aber was? Was?

Erneut brach ihm der Schweiß aus. Schwindel ergriff ihn. Was, um Himmels willen, war es denn gewesen, das er tun musste und das ihm einfach nicht einfallen wollte? Eine Verabredung? Irgendein dienstlicher Befehl, den er…

Befehl, dröhnte es in seinem Kopf. Befehl…

Tief in ihm fand das Wort Widerhall. Er blieb stehen. Ja, das war es! Dieser Befehl, den er ausführen musste. Alain Valonne schloss die Lider, und vor ihm erschien wie in einer Vision das hagere, dämonische Gesicht mit den gelben Augen.

»Du wirst töten, Alain Valonne!«, dröhnte es in seinen Ohren. »Die Schwachen und Hilflosen! Kinder wirst du töten, Alain Valonne! Kinder!«

»Kinder«, wiederholte er leise und flüsternd. »Kinder…«

Es war wie eine Erlösung. Die quälende Unruhe fiel von ihm ab, sein Herzschlag beruhigte sich, Kraft strömte zurück in seinen Körper. Mit einem tiefen Atemzug ließ er die Schultern sinken, und als er weiterging, arbeiteten seine Gedanken klar und kalt.

Er wusste, was er zu tun hatte. Er würde ein Kind umbringen.

Jetzt! Sofort…

Und während er weiterging, rasch ausschritt im Gefühl dieser neuen, nie gekannten Kraft, kam ihm auch schon der richtige Gedanke.

Es gab ein Kinderheim in der Nähe seiner Wohnung.

Er kannte das Gelände. Es würde leicht sein, unbemerkt dort einzusteigen und sich in einen der Schlafsäle zu schleichen. Er würde sich irgendeinen von den Kleinsten greifen, würde ihn betäuben, ihn mitschleppen, und dann…

Seine Augen glänzten wie im Fieber. Noch schneller, raumgreifender wurden seine Schritte. Und als er wenig später in seinen Wagen stieg und den Motor anließ, hatten sich seine Züge zu einer teuflischen Fratze verzerrt…

***

Um drei Uhr morgens erreichte Zamorra das Hotel.

Mit dem Fahrstuhl fuhr er hinauf und klopfte sofort an Bill Flemings Zimmertür. Sein Freund öffnete. Er war vollständig angekleidet, seine Züge wirkten bleich und kantig und seine Bewegungen fahrig.

Zamorra schloss die Tür hinter sich. »Was ist passiert?«, fragte er knapp.

Bill schluckte. Seine Stimme klang heiser. »Passiert? Wieso?«

»Nicole! Was ist mit ihr?«

»Sie – schläft, denke ich. Aber erzähle! Wo hast du gesteckt, wo…«

Zamorras Brauen zogen sich zusammen. Er lauschte in sich hinein.

Immer noch hing das silberne Amulett um seinen Hals. Es strahlte, lebte, und er spürte die Unruhe bis in die Fingerspitzen.

Irgendetwas ist mit Bill, dachte er. Irgendetwas…

»Nicole schläft nicht«, sagte er hart. »Sie ist entführt worden, und zwar von einem Mann – oder vielmehr einem Dämon – namens Geronimo Morgue. Wieso bist du angezogen, wenn du nichts davon weißt, Bill?«

»Angezogen?«

Er sah an sich herunter. Verwirrt rieb er sich mit dem Handrücken über die Stirn – und bei dieser Gelegenheit bemerkte Zamorra die feine rote Linie.

»Was ist das?«, fragte er scharf.

Bills Kopf ruckte hoch. »Was denn?«

»Der Kratzer an deiner Stirn. Eine Schnittwunde?«

»Eine… Ach so, das! Ich … ich habe mich geschnitten.« Bill stammelte, seine Lippen waren bleich, aber er selbst schien gar nicht zu merken, dass seine Nerven wie überspannte Violinsaiten vibrierten.

»Was sagst du da von Nicole? Sie soll entführt worden sein?«

»Sehen wir nach«, schlug Zamorra vor. Er war jetzt ganz ruhig, denn er ahnte, was auf ihn zukam. Bill nickte eifrig – aber er blieb stehen und legte offenbar Wert darauf, Zamorra vorangehen zu lassen.

Der Professor tat ihm den Gefallen.

Er spürte ein kühles Prickeln im Rücken, als er über den Flur hastete

und die Tür zu Nicoles Zimmer öffnete. Auf das Anklopfen verzichtete er, da er sicher war, seine Sekretärin nicht in dem Raum vorzufinden. Mit einem raschen Blick sah er sich um, und seine Lippen pressten sich zu einem dünnen Strich zusammen.

Nicoles Bett wirkte unberührt.

Aber ein paar Stühle waren umgekippt, eine Vase lag in Scherben, durch die offene Badezimmertür konnte man noch das grünlich schimmernde Wasser in der Wanne erkennen. Auch der Teppich wies nasse Flecken auf. Kein Zweifel – hier hatte es einen Kampf gegeben, und allem Anschein nach war Nicole Duval von ihren Entführern beim Baden überrascht worden.

Zamorra biss sich auf die Lippen.

Für ein paar Sekunden war er abgelenkt gewesen, jetzt wurde ihm wieder bewusst, dass Bill Fleming hinter ihm stand. Bill Fleming, mit dem irgendetwas nicht stimmte. Der Professor wandte sich um – und blickte in die Mündung eines schussbereiten Revolvers.

Bills Finger lag am Druckpunkt.

Sein Gesicht war wie unter Qualen verzerrt. Rasch und stoßweise ging sein Atem, und in seinen Augen flackerten die widerstreitenden Empfindungen wie ein verzehrendes Feuer.

»Ich werde dich töten«, flüsterten seine bebenden Lippen. »Ich werde dich töten! Verstehst du? Ich werde dich abknallen wie einen Hund, ich werde…«

Zamorra straffte sich. »Warum?«, fragte er sachlich.

Bill presste die Zähne aufeinander, als müsse er ein Stöhnen unterdrücken. Sein Gesicht zuckte. »Der Meister hat es befohlen!«, stieß er hervor. »Ich muss es tun, muss, muss! Ich bin sein Diener! Ich bin sein Geschöpft! Ich bin sein Sklave, ich bin…«

Er brach ab. Wieder geisterte dieser Ausdruck der Qual über sein Gesicht. Die Hand, die den Revolver hielt, verkrampfte sich, und sein Körper krümmte sich wie unter Schmerzen.

Zamorra sah ihm in die Augen.

Er wusste, dass er kämpfen musste. Gegen Bill Fleming, seinen besten Freund. Oder nein – nicht gegen Bill, sondern für ihn, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen.

»Du bist Bill Fleming«, sagte er langsam und beschwörend. »Du bist Bill Fleming, und du bist niemandes Sklave! Wir sind Freunde. Du wirst nicht deinen Freund erschießen. Du kannst es nicht.«

Bill zitterte, als werde er von Stromstößen geschüttelt.

Er schloss die Augen. Wie ein fernes Echo kam es über seine Lippen: »Ich bin… ich bin …« Und dann ein verzweifelter Aufschrei:

»Nein! Nein! Ich muss dich töten! Ich muss…«

Zamorra hatte das Amulett von seinem Hals genommen.

Als Bill die Augen wieder öffnete, fiel sein Blick auf den silbernen

Talisman. Er zuckte zurück. Ein dumpfes Stöhnen kam über seine Lippen. Die Hand mit dem Revolver sank herab, er taumelte, und er wäre gestürzt, wenn die Wand ihn nicht aufgehalten hätte.

Zamorra ließ das Amulett hin und her schwingen. »Du bist Bill Fleming«, wiederholte er. »Verstehst du mich? Du bist Bill Fleming, und du wirst niemanden umbringen, weil du frei in deinen Entschlüssen bist!«

»Frei…«, stammelte Bill. Es klang wie ein Echo, ohne Sinn und Inhalt.

Zamorra trat auf ihn zu, hielt ihm das Amulett vor die Augen. Sein Blick ließ den Freund nicht los. »Wer bist du?«, fragte er beschwörend. »Wer? Nenn' deinen Namen!«

Bills Gesicht war weiß wie ein Blatt Papier. Er zitterte. »Ich bin – Bill Fleming«, flüsterte er. »Ich… ich bin …«

Irgendetwas in seinen Augen schien zu springen wie Glas.

Sein Blick klärte sich, kam von weither zurück. Benommen starrte er Zamorra an und schüttelte den Kopf.

»Du?«, flüsterte er. »Verdammt, was… Wo bin ich überhaupt?«

Zamorra packte ihn am Arm, führte ihn durchs Zimmer und drückte ihn in einen Sessel. Bill war völlig erschöpft, konnte sich kaum auf den Beinen halten. Als Zamorra ihm die Waffe aus der Hand nahm, zuckte er zusammen wie elektrisiert.

»Was ist passiert?«, stieß er hervor. »Ich – kann mich an nichts erinnern. Was ist mit dem Revolver?«

»Du wolltest mich erschießen«, sagte Zamorra ruhig. »Oder vielmehr: Nicht du, sondern ein anderer, der dich unter seinen Willen gezwungen hatte.«

»Ein – anderer?«

»Geronimo Morgue. Du musst ihm begegnet sein.«

Bill hielt den Atem an.

Sekundenlang blieb er starr sitzen, reglos, lauschte in sich hinein.

Seine Augen zogen sich zu schmalen Schlitzen zusammen.

»Nicole!«, flüsterte er. »Die Schweine haben Nicole entführt. Ich bin ihnen nachgefahren, ich bin in dieses verdammte Haus eingedrungen, und dann…«

Zamorra atmete tief durch.

»Später, Bill«, sagte er hart. »Das kannst du mir alles unterwegs erzählen. Wir haben keine Sekunde mehr zu verlieren.«

***

Als sie das Schwarze Haus erreichten, war Zamorra über alle Einzelheiten informiert, an die Bill sich erinnern konnte.

Sie ließen den Wagen weit genug entfernt stehen, um auf keinen Fall gesehen zu werden. Vorsichtig pirschten sie sich im tiefen Schatten

der Bäume an dem schmalen Weg entlang, und diese Maßnahme erwies sich als begründet, sobald sie das unheimliche Anwesen im Blickfeld hatten.

Zwei von den Ledermännern flankierten das Tor. Sie standen schweigend in der Dunkelheit, reglos wie Zinnsoldaten, und beobachteten den Weg. Die beiden Gestalten zwischen den Bäumen konnten sie allerdings mit Sicherheit nicht erkennen. Zamorra verharrte, zog die Unterlippe zwischen die Zähne und musterte das Terrain aus schmalen Augenschlitzen.

Von der Rückseite auf das Grundstück vordringen?

Sicher, das wäre möglich gewesen, aber dann hätten sie bis zuletzt mit Überraschungen durch diese beiden Typen rechnen müssen.

Der Professor hielt es für besser, sie jetzt und hier zu erledigen. Zwei schnelle Schüsse mit Schalldämpfer hätten genügt – aber diese Möglichkeit schied aus, weil Zamorra fast sicher war, keine Dämonen, sondern schuldlos zu Verbrechen missbrauchte Menschen vor sich zu haben.

Sein Blick glitt weiter. Das schmiedeeiserne Tor wurde von zwei massiven Pfeilern eingefasst und von einem Mauerbogen überspannt. Das Ganze wirkte fast wie ein kleines Gebäude, das einen knappen Meter aus der Flucht der Mauer vorsprang. Und wenn sie Glück hatten…

Bill schien der gleiche Gedanke zu kommen. »Du links, ich rechts«, flüsterte er. »Wir schlagen einen Bogen, pirschen uns dicht an der Mauer entlang und greifen dann gleichzeitig an. Auf diese Weise können wir die Kerle lautlos ausschalten.«

Zamorra nickte. »Sagen wir in zehn Minuten, dann haben wir Zeit genug. Aber wir müssen unsere Aktionen auf die Sekunde koordinieren.«

»Okay. Uhrenvergleich…«

Sie verglichen die Zeit, Bill korrigierte peinlich genau die Zeigerstellung bei seiner Armbanduhr. Dann nickte er Zamorra zu, wandte sich ab und war im nächsten Atemzug zwischen dichtem Gestrüpp verschwunden.

Zamorra zog sich ein Stück zurück, weil er außer Sichtweite der beiden Ledermänner den Weg überqueren musste. Er schlug einen weiten Bogen. Fünf Minuten brauchte er, dann hatte er in einiger Entfernung vom Tor die Mauer erreicht. Die Büsche wucherten nicht ganz bis an die Steinquader, sondern ließen einen schmalen Streifen frei; dickes, federndes Moos dämpfte die Schritte, und der Professor konnte sich vollkommen lautlos bewegen.

Nach weiteren drei Minuten sah er den breiten Torpfeiler vor sich.

Der Ledermann wandte ihm das Profil zu. Wenn er sich umdrehte, würde er unweigerlich Verdacht schöpfen, da Zamorra entweder als

deutlich sichtbarer Schatten an der mondbeschienen Mauer stehen bleiben oder ins Gebüsch tauchen musste, was natürlich nicht lautlos zu machen war. Aber der Kerl hatte sich bis jetzt noch kein einziges Mal umgesehen, und der Professor vertraute darauf, dass das so bleiben würde.

Er blickte zur Uhr.

Eine Minute noch! Mit verdoppelter Vorsicht schlich er weiter, atmete flach und mit geöffnetem Mund. Sekunden später erreichte er den Torpfeiler und schob sich unendlich langsam bis zu dessen Vorderseite. Sein Gegner war ihm jetzt so nah, dass er den Ärmel der schwarzen Lederjacke hätte berühren können, und er musste gegen die Befürchtung kämpfen, dass der Bursche seinen Herzschlag hörte.

Ein neuer Blick zur Uhr – noch zehn Sekunden!

Zamorra begann zu zählen. Eiskalt, wie beim Countdown für einen Raketenstart. Und dieser Vergleich war nicht einmal schlecht, dachte er in irgendeinem Winkel seines Hirns, denn fast so präzise wie ein Raketenstart musste ihre nächste Aktion funktionieren.

Kein Geräusch, kein Schrei – das war die Bedingung.

Wenn sie es nicht schafften, war Geronimo Morgue möglicherweise gewarnt. Zamorra ahnte zwar, dass sie den Magier nicht völlig würden überraschen können – aber er wollte so lange wie eben möglich unbemerkt bleiben.

Die letzten Sekunden…

»Four«, formten seine Lippen lautlos. »Three… two … one … zero!«

Er schnellte vorwärts.

Noch in der Bewegung packte seine Hand zu, bekam schwarzes Leder zu fassen, riss den völlig überraschten Mann herum – und aus den Augenwinkeln sah er, dass Bill Fleming auf der anderen Seite des Tors schon dem zweiten Burschen im Nacken saß.

Der Kerl vor Zamorra riss den Mund auf, um zu schreien.

Er kam nicht dazu. Blitzschnell holte der Professor aus. Eine präzise Handkante traf den Hals seines Gegners, ließ den Schrei zu einem dumpfen Gurgeln ersticken, und Zamorra fing den stürzenden Körper auf, damit er im Fallen nicht zu viel Lärm verursachte.

Bill Fleming hatte seinen Gegner mit einem knallhart hochgezogenen Uppercut bedient.

Der Ledermann segelte rückwärts. Er war schon bewusstlos, als er Zamorra förmlich in die Arme fiel. Der Professor ließ ihn behutsam neben seinen Komplizen gleiten.

Sie zerrten die beiden Kerle ins Gebüsch.

Einen von ihnen verschnürten sie mit den mitgebrachten Nylonstricken und klebten ihm einen handtellergroßen Flecken Leukoplast über den Mund. Neben dem zweiten Mann kniete Zamorra nieder. Rasch nahm er das Amulett vom Hals, zögerte einen Moment –

und streckte dann die Hand aus.

Ganz langsam führte er den silbernen Talisman über die Stirn des Mannes, folgte der Schlangenlinie der seltsamen roten Narbe. Dreimal wiederholte er diesen Vorgang, und jedes Mal begleitete er ihn mit leisen, beschwörenden Worten.

»Komm zurück! Wer immer du bist – komm zurück in dein altes Leben! Der Bann ist gelöst. Du bist frei! Frei…«

Er verstummte abrupt. Zamorra lächelte leicht. Auch er hatte bemerkt, dass die rötliche, geschwungene Narbe von einer Sekunde zur anderen verschwunden war, und beobachtete aufmerksam den Bewusstlosen.

Die Lider des Mannes begannen zu flattern. Unruhig bewegte er den Kopf hin und her, stöhnte leise, dann öffnete er die Augen.

Er atmete tief. Verständnislos irrte sein Blick von einem zum anderen. Ganz deutlich war zu sehen, dass er überhaupt nicht wusste, wo er sich befand und wie er hierher gekommen war, und in seinen Pupillen formten sich mehr und mehr Verwirrung und Schrecken.

»Ganz ruhig«, sagte Zamorra. »Sie sind in Sicherheit. Ich kann Ihnen im Moment nicht erklären, was mit Ihnen geschehen ist. Sie müssen mir ein paar Fragen beantworten.«

»Fragen? Wieso Fragen? Wo bin ich hier? Wer sind Sie? Was…«

Die Stimme des Mannes kippte über vor Erregung. Zamorra begriff, dass mit ihm nichts anzufangen war, dass er im Übrigen gar nicht antworten konnte, weil er sich nicht erinnerte, und griff zu einem anderen Mittel.

Langsam ließ er das Amulett hin und her schwingen. Seine Stimme klang beschwörend: »Schauen Sie es an! Schauen Sie nur das Amulett an! Folgen Sie ihm mit den Augen. Sie werden müde! Müde…«

Der Mann war zu verwirrt, um Widerstand zu leisten. Binnen drei Sekunden fiel er in tiefe Trance. Aber jetzt war es eine Trance, die von Zamorra gesteuert wurde, und der Professor bekam klare, präzise Antworten auf seine Fragen.

Zwei Minuten später wusste er, dass Geronimo Morgue allein im Haus war und dass sich fünf weitere Ledermänner auf dem Grundstück aufhielten.

Zwei bewachten die Haustür, einer die Hintertür, die beiden letzten patrouillierten durch den Park. Zamorra überlegte einen Moment, dann gab er seinem Medium die nötigen Anweisungen.

Der Mann gehorchte sofort. Zwar wirkten seine Augen starr, seine Bewegungen eckig – aber die gleiche Wirkung hatte vorher auch Geronimo Morgues Bann auf ihn gehabt. Ohne Hypnose wäre der Bursche jedenfalls mit Sicherheit nicht fähig gewesen, die ihm zugedachte Aufgabe zu erfüllen.

Wie eine Marionette stand er auf und trat an das Tor heran. Zamorra

beobachtete, wie der Bursche die Hände an den Mund legte.

Dreimal hintereinander erklang der täuschend echte Ruf eines Käuzchens, und wenig später waren Schritte zu hören.

Zwei der Ledermänner tauchten auf.

Zamorra und Bill Fleming pressten sich links und rechts an die Torpfeiler, die beiden Kerle innerhalb des Grundstücks konnten nur ihren von Zamorra hypnotisierten Komplizen sehen. Und der spielte seine Rolle genau so, wie es ihm der Professor suggeriert hatte.

»Wir haben etwas gehört.« Die Stimme klang eigentümlich blechern und unnatürlich. »Nummer drei wollte nachsehen und ist nicht zurückgekommen. Wir müssen suchen.«

Ein kurzes Schweigen.

Dann: »Gut! Nummer fünf, öffne…«

Metall klirrte.

Quietschend schwang der schwere Torflügel auf, und zwei schattenhafte Gestalten in schwarzem Leder traten hinaus auf den Weg.

Auch diesmal klappte die Aktion reibungslos. Bill und Zamorra konnten warten, bis ihnen die Gegner den Rücken wandten. Ein Sprung, ein schneller Karateschlag zum Hals – das lief fast synchron, und die beiden Kerle brachen wie vom Blitz gefällt zusammen.

Auch sie wurden gefesselt und geknebelt, genau wie der Mann, den Zamorra hypnotisiert hatte. Bill und der Professor schleiften die drei Burschen ins Gebüsch, huschten wieder auf den Weg zurück und schlossen sorgfältig das schmiedeeiserne Tor hinter sich, nachdem sie das Grundstück betreten hatten.

Auch die beiden Ledermänner an der Tür überwältigten sie ohne Schwierigkeiten.

Bill flüsterte etwas von »zu gut, um wahr zu sein«, als sie die Burschen fesselten. Zamorra musste ihm Recht geben. Auch ihm ging die Sache zu glatt und reibungslos, auch er fühlte sich unbehaglich – aber sie hatten gar keine andere Wahl, als weiterzumachen.

»Den Letzten übernehme ich allein«, sagte der Professor leise. »Du bleibst hier und…«

»Warum, zum Teufel?«, protestierte Bill.

»Um mir den Rücken freizuhalten. Außerdem geht es um Nicole. Einer muss da sein, der als Reserve fungiert, falls etwas schief geht.«

Bill sah es ein, wenn auch nur widerwillig. Er hatte inzwischen einige Erfahrung mit übersinnlichen Dingen. Zwar stand er ihnen nach wie vor skeptisch gegenüber – aber er war vorsichtig genug geworden, um zu wissen, dass man sich in Fällen wie diesem auch auf unzerreißbare Nylonstricke nicht blindlings verlassen konnte.

»Hals- und Beinbruch«, murmelte er. »Oder soll ich besser Dämonenfluch und Vampirzahn sagen?«

Zamorra grinste flüchtig.

Er wartete, bis sein Freund zwischen den Stämmen der alten Bäume in Deckung gegangen war, dann wandte er sich ab, glitt zum Haus hinüber und umrundete es im toten Winkel der Mauer.

Er hatte Pech.

Ausgerechnet der Letzte der Ledermänner stand nicht an seinem Platz. Vielleicht hatte er den Käuzchenschrei gehört, war misstrauisch geworden. Jedenfalls bewachte er nicht die Hintertür, sondern kam um die Hausecke – und stieß fast mit Zamorra zusammen.

Der Professor reagierte blitzschnell, doch sein Gegner war nicht langsamer.

Beide Männer griffen an.

Zamorras Aktion war eine Spur präziser. Er feuerte dem Ledermann eine Handkante gegen den Hals. Schon im Auftreffen spürte er jedoch, dass dem Schlag durch Mitgehen die Wucht genommen wurde. Sein Gegner hatte die geballte Faust vorschießen lassen. Vermutlich wollte er einen Schwinger zum Kinn anbringen, geriet aus der Richtung, traf nur Zamorras Schulter – aber hinter diesem Schlag steckte so viel mörderische, übermenschliche Kraft, dass der Professor wie eine Stoffpuppe zurückgeworfen wurde.

Er stolperte.

Hart schlug er auf, rollte geistesgegenwärtig über die Schulter ab – und als er wieder hochkommen wollte, sprang der Ledermann ihn an und schleuderte ihn erneut zu Boden.

Das Gewicht des Burschen nagelte ihn fest.

Hände in dünnen Lederhandschuhen zuckten auf ihn zu, brutal krallten sich die Finger um seine Kehle. Zamorra keuchte. Er riss die Unterarme hoch. Vergeblich versuchte er, den Würgegriff zu sprengen, und spürte bereits, wie ihm die Luft knapp wurde.

Das Blut rauschte in seinen Ohren. Blindlings schlug er um sich, doch das war sinnlos. Sein Gegner lachte nur, wild und triumphierend. Der Kerl spannte die Muskeln, konzentrierte sich auf eine letzte Anstrengung – und dabei stützte er unwillkürlich seinen Oberkörper ein Stück hoch.

Eiskalt nutzte Zamorra die Chance.

Feuerräder kreisten vor seinen Augen, er wusste, dass er keine Minute mehr durchhalten würde. Blitzschnell bewegte er seinen Körper, drehte aus der Hüfte heraus nach rechts weg – und riss mit einem wilden Ruck das Knie hoch.

Er traf voll.

Sein Gegner heulte auf, der Würgegriff lockerte sich.

Zamorra packte zu, knickte rücksichtslos die beiden kleinen Finger des Ledermanns nach außen, und zwei Sekunden später hatte er den Burschen abgeschüttelt.

Er krümmte sich vor Schmerzen. Zamorra brauchte nur noch Maß zu nehmen. Kurz und trocken schlug er zu, und auch der Letzte aus der teuflischen Garde des Magiers brach ohne einen weiteren Laut zusammen…

***

»Om orgo! – Om Orgo mahare! – Mahare hum…«

Rauch wölkte auf. Schweflig gelb hing er über der Opferschale, verdichtete sich, zeigte Bilder und Gesichter.

Geronimo Morgue stand hoch aufgerichtet in der Mitte der Kultstätte.

Wieder hatte er Asmodi angerufen. Hatte die ganze Kraft der schwarzen Magie eingesetzt, um zu sehen. Er wollte zuschauen, wie Zamorra von Bill Fleming erschossen wurde, von seinem besten Freund. Satanische Freude malte sich in Morgues Gesicht – aber als die Beschwörung geglückt war, als der magische Rauch zu sprechen begann, formte sich daraus nicht die Szenerie eines Hotelzimmers.

Andere Bilder tauchten auf. Ganz andere Bilder…

Da war ein Mann in dunklem Leder!

Zamorra, der ihn ansprang, mit ihm rang, sich mit ihm im Gras wälzte. Geronimo Morgue sah Büsche, Bäume, graue Bruchsteinquader – und er begriff, dass das Schwarze Haus selbst sich dort im wabernden Rauch zeigte.

Wie ein Messer ging ihm der Schrecken unter die Haut.

Zamorra hier?

Sein schlimmster, gefährlichster Feind? Draußen im Park, dem Schwarzen Haus schon auf Armeslänge nahe?

Das gab es nicht! Das musste ein Trugbild sein, eine teuflische Täuschung! Mit flackernden Augen starrte der Magier auf die verblassende Vision, wollte sie ableugnen, hinwegfegen mit der Kraft seines dämonischen Geistes – und dennoch wusste er, dass Asmodi nicht gelogen hatte.

Er taumelte.

Die Anstrengung der Beschwörung hatte an ihm gezehrt, der Schrecken schien ihn gleich einer Woge mitzureißen. Fast wäre er niedergesunken, erneut in den todesähnlichen Schlaf der Trance gefallen – doch das Höllenfeuer seines Hasses siegte über die Schwäche.

In seinen gelben Augen flackerte es auf.

Rasch bückte er sich nach dem Schwert zu seinen Füßen. Seine Rechte krampfte sich um den Griff, das hagere Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze. Mit langen Schritten hastete der Magier zur Tür.

Noch war nichts verloren.

Er war Geronimo Morgue! Mächtig und unbesiegbar! Er würde seine Feinde zerschmettern, er würde die Welt beherrschen! Sein Blick

glühte, als er die steinerne Treppe hinunterlief, und er stieß die Tür zu dem großen Gewölbe so hart auf, dass sie bis an die Wand krachte. Die Gitterstäbe klirrten.

Fauchend duckte sich der Tiger, als Geronimo Morgue den Käfig öffnete. Der Magier hob das Schwert. Voller Angst wich das Tier zurück, versuchte auszuweichen – aber der Dämon war schneller.

Ein einziger Hieb mit dem magischen Schwert trennte dem Tiger den Kopf vom Körper. Blut spritzte und färbte den Boden. Mit federnden Schritten ging der Magier auf die zweite Käfigtür zu, und Nicole Duval stieß einen gellenden, nicht enden wollenden Schrei aus.

Geronimo Morgue bohrte seinen Blick in ihre Augen.

Dicht vor ihr blieb er stehen. Ganz langsam hob er das bluttriefende Schwert, berührte Nicoles Stirn – und ihr gellender Entsetzensschrei verstummte wie abgeschnitten.

Ihr Blick schien zu erlöschen.

Als Geronimo Morgue ihre Fesseln löste, den Arm um sie schlang und sie mitzerrte, war kein Funke eigenen Willens mehr in ihrem starren Körper…

***

Das private Kinderheim lag auf einem weitläufigen Gelände inmitten von Spielplätzen, Grünflächen und einem bewusst im Naturzustand belassenen Park.

Jetzt, in der Nacht, brannte nur eine einzige Laterne auf dem kiesbestreuten Vorplatz. Alle Fenster waren verdunkelt. Die Scheiben spiegelten im bleichen Mondlicht, und Alain Valonne konnte die Umrisse der bunten Scherenschnitte sehen, die die Kinder auf das Glas geklebt hatten.

Valonne lehnte am Stamm einer mächtigen Buche. Sein Gesicht war blass und gespannt, die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengezogen. Er spähte zu den dunklen Fenstern hinüber, und in seinem Blick flackerte die wilde, zügellose Mordlust einer Bestie.

Töten… Kein anderer Gedanke hatte Platz in seinem fiebernden Hirn. Er würde töten! Er musste es tun, wollte es, kannte nur noch dieses eine Ziel. Er dachte an die vielen Kinder dort hinter den Fenstern, an die Ahnungslosigkeit, mit der sie in ihren Betten lagen und schliefen, und ein neues Aufflackern der Gier trieb ihn zum Handeln.

Als Alain Valonne zur Hintertür des Kinderheims hinüberhuschte und den Bund mit den Nachschlüsseln aus der Tasche zog, hatte er vergessen, dass er je etwas anderes gewesen war als ein mordlüsternes Monster…

***

Die Tür war unverschlossen.

Vollkommen lautlos bewegte sie sich in den Angeln. Vorsichtig

drückte Zamorra sie auf und trat in den kleinen, quadratischen Flur.

Links führte eine schmale Stiege nach oben. Rechts geisterte Mondlicht über eine kahle Wand, und die Tür geradeaus musste in die Halle des Hauses führen. Zamorra blieb stehen, lauschte. Kühl spürte er das Metall des Amuletts auf der Haut. Sein Jackett stand bereits offen, jetzt öffnete er auch noch die Knöpfe des Hemdes und zog den Stoff ein wenig auseinander.

Behutsam drückte er die Klinke herunter und schob Inch um Inch die Tür auf.

Ein großer, düsterer Raum lag vor ihm, altertümlich eingerichtet und nur von ein paar schwarzen Kerzen in Wandhaltern erhellt. Zamorras Blick glitt in die Runde. Die Halle war leer, soviel er sehen konnte. Rasch trat er über die Schwelle, wollte sich gründlicher umschauen – und im gleichen Moment flog rechts von ihm krachend eine Tür auf.

Zamorra wirbelte herum.

Er erwartete Geronimo Morgue. Er war bereit für den Kampf, der auf ihn zukam – aber was er sah, ließ ihn mitten in der Bewegung erstarren.

Der Magier schob Nicole vor sich her.

Sie leistete keinen Widerstand. Ihre Augen wirkten leer, sie war sichtlich nicht Herr ihres Willens. Geronimo Morgues Gesicht verzerrte sich im Triumph. Den linken Arm hatte er um Nicoles nackten Körper geschlungen, und in der Rechten hielt er das Schwert, dessen Spitze er von unten gegen ihre Kehle drückte.

Seine Stimme klang rau und fiebrig. »Bleib stehen!«, zischte er.

»Wenn du dich rührst, wird das Mädchen sterben. Bleib stehen…«

Zamorra biss sich auf die Lippen, bis er Blut schmeckte.

Er starrte Nicole an. Glutheißer Zorn erwachte in ihm – ein wilder, würgender Zorn, den er nur mühsam beherrschte. Widerwillig löste sich sein Blick von dem weißen, erschöpften Gesicht der jungen Frau und erfasste die Teufelsfratze des Magiers.

Die gelben Augen funkelten, wirkten wie spitze Sonden. Geronimo Morgue konzentrierte sich, ließ seine dämonischen Kräfte wirken – doch an Zamorra schien sein hypnotischer Blick abzuprallen wie an einer Glaswand.

Morgues Züge verzerrten sich.

Ungläubig starrte er seinen Gegner an. Zamorra spürte die jähe Verwirrung des anderen, schätzte die Chance ab – aber er konnte nichts unternehmen, ohne Nicole zu gefährden.

»Das Amulett!«, flüsterte Geronimo Morgue. Sein Blick haftete wie festgebannt an dem silbernen Talisman. »Es ist das Amulett! Ich wusste es! Ich wusste, dass kein sterblicher Mensch so stark sein kann.« Und dann, scharf wie ein Peitschenhieb: »Nimm es ab! Ich will es haben!«

»Nein«, sagte Zamorra ruhig.

Morgues Augen gleißten. Seine Lider zuckten, die dünnen Lippen verzogen sich zu einem teuflischen Grinsen.

»Narr!«, stieß er hervor. »Wer bist du, dass du glaubst, mir widersprechen zu können? Ich bekomme immer, was ich will! Immer! Und mit dem Schwert und dem Amulett werde ich endgültig unbesiegbar sein! Für alle Zeiten!«

»Nein«, wiederholte Zamorra.

Aber er sagte es nur, um Zeit zu gewinnen. Keine Sekunde ließ er seinen Gegner aus den Augen, und seine Gedanken arbeiteten fieberhaft.

Geronimo Morgue war kein Mensch.

Er war ein Dämon, ein Wesen der Finsternis.

Was würde geschehen, wenn er das silberne Amulett berührte?

Was…

»Ich warte nicht länger!«, zischte der Magier. »Nimm das Amulett ab! Oder willst du, dass ich die Frau durchbohre?«

Zamorras Wangenmuskeln spielten.

Die Drohung beeindruckte ihn nicht, durfte ihn nicht beeindrucken. Denn wenn auch er sich in Morgues Gewalt begab, war Nicoles Schicksal erst recht besiegelt. Es war ein anderer Grund, der ihn nachgeben ließ.

Die Faust des Dämons packte das Schwert fester.

Um Millimeter bohrte sich die Spitze in Nicoles Haut, ein winziger Blutstropfen quoll hervor – und Zamorra hob rasch die Hände.

Als er die dünne Kette abstreifte, gellte Geronimo Morgues Gelächter in seinen Ohren. Das Gesicht des Magiers war eine Maske grausamen Hohns. Mit funkelnden Augen wies er auf den schweren, verstaubten Eichentisch zu seiner Rechten.

»Leg’ es dorthin«, befahl er. »Beeil dich!«

Zamorra gehorchte.

In ihm war alles eiskalt. Er wusste, dass er einen hohen Einsatz riskierte, aber er wusste auch, dass es seine einzige und letzte Chance war.

Mit einer ruhigen Bewegung legte er das Amulett auf den Tisch und wandte sich wieder Geronimo Morgue zu.

Der Magier starrte ihn an. Seine Augen glühten. Ströme von Energie schienen von diesen schmalen gelben Augen auszugehen, und Zamorra wusste nur zu gut, dass er der übernatürlichen Kraft des Dämons jetzt nicht mehr gewachsen sein würde.

Einem menschlichen Wesen, das mit den Mächten der Finsternis im Bunde war, hätte Zamorra seine eigene hypnotische Kraft entgegensetzen können. Dann wäre er Sieger geblieben. Doch jetzt und hier hatte er keine Chance. Geronimo Morgues Fähigkeiten waren

nicht von dieser Welt – und er besaß als zusätzliche, mächtige Waffe das Schwert des Feuers.

Zamorra spürte, wie der Bann von ihm Besitz ergriff. Schweiß trat auf seine Stirn, verzweifelt und vergeblich stemmte er sich gegen den fremden Willen, der in sein Gehirn eindrang. Wie durch einen Nebelschleier sah er, dass der Dämon Nicole beiseite schob und das Schwert hob. Morgues Gesicht schien zu tanzen, seine Augen vergrößerten sich, glühten und funkelten und glichen kreisenden Feuerrädern.

Zamorra vermochte sich nicht zu rühren.

Noch arbeiteten seine Gedanken. Das Amulett! Wenn Morgue es berührte, musste der Bann brechen, sonst war alles verloren. Und wenn er sich irrte, wenn die Kraft des Talismans diesmal versagte…

Das Schwert kam auf ihn zu.

Fern und undeutlich spürte er den Schmerz an der Stirn. Nur die Worte des Magiers dröhnten in seinen Ohren wie Glockenschläge.

»Du bist mein Sklave! Du wirst mir gehorchen! Du wirst mir dienen!«

Und Zamorra antwortete: »Ich bin dein Sklave…«

Nein, dachte etwas in ihm.

Er wollte sich bewegen, doch er brachte es nicht fertig. Er wartete auf Geronimo Morgues Befehle. Und gleichzeitig war er sich dieser Tatsache bewusst, lehnte sich innerlich dagegen auf – und begriff, dass er dem Bann nicht vollständig erlegen war.

Er sah, wie der Dämon das Schwert sinken ließ.

Die gelben Augen funkelten wie im Fieber. Seinem Gefangenen schenkte Geronimo Morgue keinen Blick mehr.

Rasch lehnte er die Waffe an die Wand, stand mit zwei Schritten am Tisch, und seine Finger schlossen sich um das Amulett wie Krallen.

Ein Ruck ging durch seine Gestalt.

Der silberne Talisman strahlte auf, begann zu glühen – und Geronimo Morgue stieß einen gellenden, sich überschlagenden Schrei aus…

***

Ein Albtraum!

Mörderisch…

Alain Valonne hatte geträumt, er stehe mit gezogenem Messer über ein Kind gebeugt, um ihm die Kehle durchzuschneiden. Ein Riss ging durch sein Bewusstsein. Vor seinen Augen schien etwas zu zerplatzen wie eine Schicht Glas, und noch im Erwachen spürte er das würgende Entsetzen.

Er sah auf das friedlich schlafende Kind hinab.

Dicht vor der Kehle des kleinen Jungen funkelte das Messer. Ein Messer, das in Valonnes Hand lag. Er starrte die Waffe an, hob den Blick, erfasste den Schlafsaal, die Betten, die anderen Kinder.

Fast eine volle Minute lang weigerte sich sein Verstand, das Ungeheuerliche aufzunehmen.

Er verharrte reglos.

Nach und nach kam ihm zu Bewusstsein, wo er sich befand. Dass dies kein Albtraum war, sondern Wirklichkeit – die Wirklichkeit eines Kinderheims in der Nähe seiner Wohnung, an dem er täglich vorbeiging. Er, Alain Valonne, war mitten in der Nacht hier eingedrungen, er stand am Bett eines Kindes, er hielt ein Messer in der Hand und…

Sein Gehirn weigerte sich, den Gedanken zu Ende zu denken.

Er stand nicht hier, um das Kind zu töten. Das konnte nicht sein!

Das war unmöglich! Das lag außerhalb alles Denkbaren, das…

Aber was sonst hatte er gewollt?

Valonnes Herz jagte. Ihm war zumute, als müsse er jeden Moment zusammenbrechen.

Mechanisch ließ er die Messerklinge einrasten, schob die Waffe in die Tasche und richtete sich auf.

Wenn man ihn hier fand…

Der Gedanke traf ihn wie ein Peitschenhieb. Angst schoss in ihm hoch, schnürte ihm die Kehle zusammen. Wenn sie ihn hier fanden, würden sie ihn für verrückt halten. Wie ein wildes Tier würden sie ihn einsperren. Wie… wie …

Und war er das nicht?

Hatte er nicht schon das Messer erhoben, um ein unschuldiges Kind umzubringen? Valonne presste die Hand auf den Mund. Der Raum schaukelte. Mühsam hielt er sich aufrecht und begriff, dass er hier heraus musste, wenn er nicht endgültig den Verstand verlieren wollte.

Später wusste er selbst nicht mehr, wie er es schaffte, zu seinem Wagen zu gelangen und nach Hause zu fahren.

Entsetzen schüttelte ihn. Und als er den Telefonhörer abhob und einen mit ihm befreundeten Psychiater aus dem Bett klingelte, war er kaum noch fähig, einen zusammenhängenden Satz herauszubringen…

***

Zamorra spürte mit jeder Faser, wie der Bann brach.

Geronimo Morgue brüllte wie ein Tier. Das Amulett in seiner Hand glühte, die magische Strahlung schüttelte den Körper des Magiers wie Stromstöße. Sein Gebrüll schwoll zu einem hohen, schrillen, Nerven zerfetzenden Heulen, und erst nach Minuten schaffte er es mit einer wilden Bewegung, den silbernen Talisman in die äußerste Ecke des Zimmers zu schleudern.

Zamorra hatte bereits reagiert. Er fühlte sich schwindlig, benommen – aber er wusste, dass er sich jetzt keine Schwäche erlauben durfte. Mit drei Schritten erreichte er das Schwert. Seine Rechte schloss sich

um den Griff der Waffe, er wirbelte herum – und die breite, rasiermesserscharfe Klinge funkelte dem Magier entgegen.

Ein Ruck ging durch die Gestalt in dem schwarzen Umhang.

Mit einem Wutschrei hatte sich der Dämon auf sein Opfer stürzen wollen – jetzt prallte er zurück wie von einer unsichtbaren Mauer gestoppt. Sein Blick hing an der Waffe. Die gelben Augen flackerten, und das Gesicht verzerrte sich in jäher Furcht, als Zamorra einen Schritt nach vorn machte.

»Nein!«, stöhnte Geronimo Morgue. »Nein, nicht! Aufhören! Ich tue alles, was Sie wollen! Ich werde Sie reich machen, ich…«

Zamorra schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht zu kaufen«, sagte er hart. »Und was hat eine Bestie wie Sie schon zu bieten – außer Tod und Verderben!«

Der Dämon keuchte. Wie gebannt starrte er auf das Schwert – auf diese Waffe, die ihm Macht verliehen hatte und die er doch mehr als alles andere auf der Welt fürchtete. Nackte Todesangst stand in seinem Gesicht. Immer weiter wich er zurück, und als er mit dem Rücken gegen die Wand stieß, krümmte er sich wie unter einem Krampf zusammen.

»Ich werde Ihnen dienen«, flüsterte er. »Was haben Sie davon, wenn Sie mich töten? Ich werde Sie mächtig machen, ich…«

»Nein«, sagte Zamorra kalt.

»Sie könnten die Welt beherrschen! Ich werde Sie einweihen in meine Geheimnisse. Sie werden unbesiegbar sein! Sie werden…«

»Nein«, wiederholte Zamorra – und diesmal schien der Dämon die Endgültigkeit der Absage zu begreifen.

Ein wilder Schrei brach über seine Lippen, als der Professor den nächsten Schritt machte.

Morgues Muskeln spannten sich. Zamorra merkte es, holte aus, wollte zustoßen – doch im letzten Moment warf sich der Dämon zur Seite.

Mit einem hellen Klirren traf das Schwert die Wand.

Zamorra warf sich herum. Gelbe, glühende Augen starrten ihm entgegen. Geronimo Morgue war über den Eichentisch geflankt, packte die Kante mit beiden Händen – und Zamorra sah voller Entsetzen, wie die übermenschlichen Kräfte seines Gegners das schwere Möbelstück wie einen Fetzen Pappe emporwirbelten.

In letzter Sekunde schnellte der Professor zur Seite.

Dicht neben ihm prallte der Eichentisch gegen die Wand, das ohrenbetäubende Krachen ließ die Fensterscheiben klirren. Wahnwitziges Gelächter gellte. Zamorra zog die Beine an den Körper, wollte aufspringen und sah im gleichen Moment einen Schatten auf sich zufliegen.

Er konnte nicht mehr ausweichen. Der Stuhl traf seinen Arm, streifte

ihn an der Hüfte, riss ihm das Schwert aus den Fingern. Im Bogen wirbelte es durch die Luft und fiel auf den Teppich. Geronimo Morgue stieß einen schrillen Triumphschrei aus, und Zamorra begriff, dass die nächsten Sekunden die Entscheidung bringen würden.

Er war halb bewusstlos, aber er zwang seine Muskeln, ihm zu gehorchen.

Fast hatte der Dämon das Schwert erreicht. Zamorra stieß sich ab, legte alle Kraft in einen verzweifelten Sprung. Buchstäblich in letzter Sekunde erreichte er seinen Gegner, schlug die Hände in den wallenden schwarzen Umhang und versuchte, den Magier von dem Schwert wegzureißen.

Morgue fuhr herum.

Seine Augen sprühten Funken, blitzschnell flogen seine Arme hoch. Wie Stahlklammern schlangen sie sich um Zamorras Körper.

Der Professor hatte das Gefühl, zwischen gnadenlosen Mahlsteinen zerquetscht zu werden. Heißer, stinkender Atem schlug ihm ins Gesicht, verzweifelt rang er nach Luft, und Schritt für Schritt schob der Magier ihn auf die Wand zu.

Das Amulett!

Wie ein Blitz durchzuckte Zamorra der Gedanke. Der silberne Talisman lag irgendwo hinter ihm auf dem Teppich. Die einzige Rettung! Noch einmal stemmte sich der Professor mit aller Kraft gegen den Druck – und dann ließ er sich jählings nach hinten fallen.

Sein Gegner verlor den Halt.

Hart stürzten die beiden Männer auf den Teppich. Zamorras Blick glitt umher. Dicht neben sich sah er die silbrigen Reflexe. Das Amulett schien zu strahlen wie ein herabgefallener Stern – und Zamorra spannte alle Muskeln und zwang seinen Körper in eine wuchtige Drehung.

Der Dämon wurde mitgerissen.

Immer noch ließ er Zamorra nicht los. Mit einem wütenden Fauchen wälzte er sich seinerseits herum, wollte den Gegner wieder unter sich begraben – und dabei berührte er das Amulett mit der Schulter.

Schreiend bäumte er sich auf.

Sein Griff lockerte sich. Wie ein Tier versuchte er wegzukriechen.

Das Amulett verfing sich in dem weiten Umhang, und Zamorra kam taumelnd auf die Knie und stemmte sich hoch.

Sein Herz hämmerte. Um ihn schien der Raum zu verschwimmen.

Aber er sah das Schwert auf dem Teppich, stolperte hinüber und hob es auf.

Auch Geronimo Morgue war wieder auf die Beine gekommen.

Er brüllte, riss sich mit wilden Bewegungen den Umhang vom Leib. Sein Gesicht war grässlich verzerrt. Erst im letzten Moment bemerkte er die neue Gefahr, und alles an ihm versteifte sich vor Entsetzen.

Diesmal gab es kein Entrinnen mehr.
Zamorra war eiskalt.
Mit einem Sprung erreichte er seinen Gegner. Das Schwert funkelte auf, schoss pfeilschnell vorwärts – und bohrte sich bis zum Heft in die Brust des Dämons.
Geronimo Morgue erstarrte.
Seine Augen wurden weit.
Ein einziger kurzer, abgerissener Schrei kam aus seiner Kehle, als Zamorra das Schwert zurückzog – und dann begann vor den Augen des Professors eine geisterhafte Verwandlung.
Morgues Körper schien plötzlich zu glühen.
Kein Blut kam aus der Wunde, sondern eine rote Lohe. Die Flammen erfassten die Kleider des Magiers, leckten an ihm empor, hüllten ihn ein wie ein Mantel. Binnen Sekunden glich er einer lodernden Fackel. Stumm, ohne einen einzigen Schrei, in gespenstischer Lautlosigkeit sank er zusammen, und die Flammen begannen, gierig wie teuflische Zungen über den Teppich zu lecken.
Zamorra warf den Kopf herum.
Nicht nur der Teppich brannte – auch die Wände, die Möbel, die Deckenbalken glühten. Die Hitze der Hölle breitete sich aus. Zamorra begriff, dass das ganze Schwarze Haus mitgerissen wurde in den Untergang des Dämons – und dass es höchste Zeit wurde, hier herauszukommen.
Das Amulett lag zu seinen Füßen.
Er hob es auf, streifte es hastig über den Kopf. Mit drei Schritten war er bei Nicole – und seltsamerweise schien die Hitze vor ihm zurückzuweichen.
Die junge Frau hatte das Geschehen mit weiten Augen verfolgt.
Sie stand unter einem Schock, das war unschwer zu erkennen.
Willenlos ließ sie sich von Zamorra mitziehen, stolperte ein paar Mal und wäre gestürzt, wenn er sie nicht festgehalten hätte.
In der Diele hing er ihr sein Jackett um die Schultern. Sie zitterte jetzt, ein tonloses Schluchzen schüttelte sie.
Bill Fleming hatte den Feuerschein bemerkt und kam ihnen bereits entgegen. Er sagte kein Wort, sondern schälte sich nur rasch aus seinem Trenchcoat, der als provisorische Bekleidung besser geeignet war.
Sie brachten Nicole zum Tor, dann schleppten sie gemeinsam die drei immer noch bewusstlosen Ledermänner aus der gefährlichen Nähe des brennenden Hauses. Das ganze Gebäude stand jetzt in Flammen. Selbst die schweren Steinquader glühten – so unmöglich das auch erschien. Bill starrte gebannt in die lodernde Hölle und warf Zamorra einen Blick zu.
»Wie ist das geschehen?«, fragte er heiser.

Der Professor berichtete. Knapp und in groben Zügen. Dabei lag sein Arm um die Schultern von Nicole, die immer noch unfähig war, irgendetwas wirklich aufzunehmen.

Erst das ohrenbetäubende Krachen und Prasseln, mit dem das Schwarze Haus in sich zusammenfiel, riss sie aus ihrer Erstarrung.

Sie hob den Kopf.

Ihre Augen flackerten. Wie ein Krampf lief es über ihre Schultern, als sie auf die schwelenden Reste der Dämonenhöhle starrte.

»Mein Gott«, formten ihre bebenden Lippen.

Zamorra zog sie fester an sich.

»Es ist vorbei«, sagte er ruhig. »Geronimo Morgue existiert nicht mehr. Und er wird nie mehr zurückkommen…«

***

Die sieben Ledermänner, die unschuldig in den Strudel der Ereignisse geraten waren, wurden in psychiatrische Kliniken gebracht, wo Ärzte ihnen über den Schock hinweghalfen.

Dass er auch noch ein weiteres Opfer des Dämons in letzter Sekunde vor einer grässlichen Tat bewahrt hatte, erfuhr Zamorra nicht. Auch Alain Valonne wurde schließlich mit dem Schock fertig.

Sein Arzt versicherte ihm, dass er einer Halluzination erlegen sei, und er gab sich schließlich mit der Erklärung zufrieden, dass man ihm möglicherweise ohne sein Wissen eine Droge beigebracht habe.

In der folgenden Nacht besuchte Zamorra zum dritten Mal die Burg der Adler.

Alban de Bayard nahm das Schwert des Feuers wieder entgegen.

Er lächelte.

»Ich danke dir, mein Freund«, sagte er mit seiner dunklen, wohlklingenden Stimme. »Nimm meine guten Wünsche mit, denn du hast noch einen weiten Weg vor dir. Du wirst der Finsternis begegnen und dem Licht. Ich habe dein Schicksal gesehen. Aber die Lippen der Toten sind versiegelt…«

Zamorra glaubte die Worte noch zu hören, als er längst wieder in seinem Wagen saß und nach Paris zurückfuhr.

ENDE

[1]Siehe Professor Zamorra Nr. 24 »Bestien aus dem Schattenreich«